Pantheon.

Eine Sammlung

vorzüglicher

Novellen und Erzählungen

der

Lieblingsdichter Europa's.

Herausgegeben

von mehreren Litteraturfreunden.

Sechzehnter Band.

Stuttgart,

bei Carl Hoffmann.

1830.

Devereux.

Eine

Erzählung

nach dem Englischen.

(Schluß.)

44.

Gerade als Morton den Pult wieder verschloß, trat Desmarais in das Zimmer.

„Wollten der Herr Graf mir wohl gnädigst erlauben," sprach er mit französischer Artigkeit, „heute Abend einen Freund zu besuchen, um mit demselben das heutige, glückliche Ereigniß in Dero Leben zu feiern? Ich bin, wie der Herr Graf wissen, selten Zeuge oder gar Mitgenosse solcher Ergötzlichkeiten; allein bei Veranlassungen, wie die gegenwärtige, fühle ich mich wirklich versucht, einmal eine Ausnahme von meiner geregelten Lebensweise zu machen. In dem Hause meines gnädigen Herrn würde es sich jedoch nicht ziemen, wenn ich der Freude erlaubte, die Gesetze des Anstandes und der Sittlichkeit zu überschreiten, und sich in das Gebiet lärmender Bacchanalien zu verirren. Sollte aber mein unterthänigstes Gesuch keine Bewilligung finden, so bitte ich ehrerbietigst um Entschuldigung."

Morton lächelte. „Hier," sprach er, „sind fünf Guineen. Sey fröhlich mit deinem Freunde. Es ist oft besser, allzu lustig, als allzu weise zu seyn!"

45.

Der Abend brach an. Isaura stand in ihrem Putzzimmer an das Fenster gelehnt, ihr Gatte trat zu ihr. Er bemerkte, daß sie weinte, allein er wollte sie nicht um die Ursache fragen. Mit Wohlgefallen und Wehmuth betrachtete er die holde, liebliche Gestalt, die in ihrer schönen, edlen Haltung so reizend erschien. Morton legte seinen Arm um ihren Nacken, und küßte die rosige Wange; sie legte das schöne Haupt an seine Brust, um ihm die Thränen zu verbergen, die noch in ihren Augen schimmerten. „Jetzt, meine Isaura," sprach er tröstend, „jetzt bist du nicht mehr die verfolgte Tochter einer edeln, aber unglücklichen Familie; du bist nun die Gattinn eines Mannes, der nicht nöthig hat, unter einem fremden und kalten Himmel als Abentheurer in Mühseligkeiten und Gefahren ein ärmliches Auskommen zu suchen. Das schwarze Gewölk, das den Stern unsers Glücks verdunkelte, hat sich zerstreut; Glanz, Reichthum und Ansehen, kurz, Alles, was die vornehmsten und glücklichsten Frauen in ganz England geniessen, wird auch dein seyn! Du brauchst jetzt keinen tückischen Feind, keinen rachgierigen Verfolger mehr zu fürchten. Die Liebe wird dich schützen, in meinen Armen kannst du sicher ruhen."

Morton erzählte ihr jetzt seine heutige Unterredung mit Oswald. Zugleich malte er ihr in den glänzendsten Farben das herrliche Erbtheil, welches er jetzt mit Sicherheit in wenigen Tagen

zu besitzen hoffte, und als er mit seiner Schilderung zu Ende war, schloß er Isaura an sein Herz. „Dieß Alles werd' ich nun bald als mein Eigenthum wieder sehen, dieß Alles wird das deinige seyn!"

„Ach lieber Morton," erwiederte das schöne Weib, „gern, gern möchte ich mich täuschen; allein es ist mir unmöglich. Ich kann das Vorgefühl nicht aus meinem Herzen verbannen, welches mir zuruft, daß ich diese beängstigende Stadt mit ihren dunkeln Mauern, ihren hohen Thürmen, ihrem neblichten Dunstkreise niemals verlassen werde. Immer ist es, als ob eine innere Stimme mir sagte: Blicke hier aus dem Fenster, und du siehst das Ziel deiner Wallfahrt."

Mortons glühende Begeisterung wurde durch Isaura's Worte in eisige Kälte verwandelt. Er machte ihr sanfte Vorwürfe über ihren schwärmerischen Glauben an diese trüben Ahnungen. „Du sagst mir freilich, meine Isaura," sprach er, „daß unbestimmte, traurige Gefühle der einzige Grund deiner Vorhersagungen sind; allein ich fürchte, du hast mir Manches verheimlicht, was du mir, selbst nach dem Eide, den du unserm beiderseitigen Feinde geschworen hast, offenbaren könntest. Gestehe mir, Geliebte, hat deine Furcht nicht noch andere Ursachen, als jene, die du mir entdeckt hast?"

„Ja, Morton," rief Isaura nach einem kurzen Stillschweigen, „ja, ich will es, ich darf es

dir sagen, obgleich ich es vor der öffentlichen Bekanntmachung unserer Heirath nicht wollte. Als jener fürchterliche Mensch das letzte Mal zu mir kam, drohte er: „Bedenke, Isaura de Alvarez, daß meine Liebe weit rachgieriger ist, als mein Haß! Ich sage es dir zur Warnung, wirst du Morton Devereux's Gattinn, so sollst du sterben! Meine eigene Hand soll dir das Herz durchbohren, und sollte ich von dem Augenblicke an immer und ewig der Hölle schrecklichste Martern leiden. Nochmals wiederhole ich es dir, meine Hand wird dein Herz durchbohren!" Ach, Morton, diese fürchterlichen Worte hallen mir immerdar in mein Ohr; manchmal schrecke ich aus dem Schlafe auf, und sehe den Dolch auf meiner Brust blinken. Als unsere Heirath noch unbekannt und so sorgsam verheimlicht ward, da schien meine Angst ganz und gar zu verschwinden; allein als du unsere Verbindung öffentlich bekannt machen wolltest; als ich fürchten mußte, daß mein Verfolger sie erfahren würde, da schien es mir, als ob mein Todesurtheil gesprochen wäre. Dieß, geliebter Morton, dieß allein, und nicht Undankbarkeit gegen deine liebevollen Absichten ist die Ursache, warum ich dich so oft bat, die öffentliche Kunde unserer Heirath zu verschieben. Und vielleicht hätte ich noch auf dieser Bitte bestanden, wenn ich nicht deiner und meiner Ehre und dem künftigen Glück des Wesens, das unter meinem Herzen schlummert, dieses Opfer schuldig wäre."

Morton erstarrte vor Schrecken, als Isaura ihm einen so wichtigen Grund ihrer bangen Ahnungen entdeckte; er schauderte, als er die gräßliche Drohung hörte, in der sich die wildeste, entschlossenste Leidenschaft aussprach; ja er fürchtete sogar, daß das Ungeheuer jetzt Alles aufbieten würde, um seine Rachgier zu befriedigen; allein er suchte Isaura seine eigene Besorgniß zu verbergen, sie zu beruhigen, zu trösten und aufzuheitern.

„Nichts, meine Isaura," sprach er, „nichts soll mich wieder von deiner Seite entfernen. Meine Liebe, meine Sorge, mein Schutz sollen unaufhörlich über dich wachen. Ich werde sogleich kräftige Maßregeln ergreifen, um unserem Verfolger jede Möglichkeit zu rauben, uns auf irgend eine Weise zu schaden und zu beunruhigen. Möge er mit mir noch so nahe durch die Bande des Bluts verwandt, mit mir von Einer Mutter und in Einer Stunde geboren seyn, so wird doch keine Strafe, die ihn für seine Bosheit treffen muß, und wäre sie auch noch so schrecklich und schimpflich, mich abhalten können, meine Isaura gegen das kleinste Unglück zu sichern, das ihr von seiner Seite widerfahren könnte."

Isaura schien etwas beruhigter; sie deutete freundlich zu den Sternen empor, welche sie so gern betrachtete, und fragte lächelnd, indem sie ihren Arm fester um Morton schlang: „welchen von diesen Sternen, mein Lieber, würdest du,

wenn die Wahl uns frei stände, unter diesen Millionen Gestirnen zu unserer künftigen Heimath auswählen?"

Morton zeigte, um der zärtlichen Schwärmerinn zu willfahren, auf einen Stern, der links vom Monde in hellerem Glanze, als die übrigen, funkelte. „Auch das würde der meinige seyn!" antwortete Isaura, ihr schönes Haupt an seine Schulter lehnend.

46.

Schon lag die Mitternacht auf der Erde. In Mortons und Isaura's Schlafzimmer herrschte tiefe Ruhe. Ein an der Decke hängendes Lämpchen schimmerte hell, und der Mond strahlte durch die halb zugezogenen Fenstervorhänge freundlich auf das Bett der beiden Liebenden herab, als wollte er ihnen seinen Segen zulächeln.

„Horch, Morton," flüsterte Isaura leise, „welch' ein Geräusch dort unten!"

Ihr Gatte lauschte, allein er versicherte, nichts zu vernehmen, als ihren angstvollen Athemzug.

„Nun, dann war es wohl nur Einbildung," antwortete sie beruhigt, „jetzt höre ich gleichfalls nichts!" Sie schmiegte sich näher an seinen Busen, und entschlummerte. Mit den Gefühlen der innigsten Liebe und eines seligen Entzückens blickte Morton auf das schöne, sanfte, kindliche Antlitz seiner Gattinn, und entschlief endlich gleichfalls. Plötzlich erwachte er wieder, und fühlte, daß Isaura ängstlich an seiner Seite zitterte; in demselben Au-

genblicke sah er nicht weit vom Bette einen verlarvten Mann, der, in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, ganz bewegungslos, mit untergeschlagenen Armen da stand, und durch die Maske mit funkelnden Augen ihn anstarrte. Ein anderer, ebenfalls verlarvter und auf gleiche Weise gekleideter Mann stand in größerer Entfernung vor dem kleinen Schreibepult, in welches der Graf das Paket mit den Urkunden verschlossen hatte. Er wandte sich, als ob er durch etwas erschreckt wäre, schnell um, und nun bemerkte Devereux, daß der Räuber den Pult schon geöffnet und das Paket eben in seinen Händen hielt. Rasch machte er sich aus Isaura's Armen, die ihn angstvoll umklammerte, los, streckte die Hand nach einem, neben dem Bette stehenden Tisch, auf welchem er seinen Degen niederzulegen pflegte; allein nirgends fand sich eine Spur von ihm. Es war keine Zeit zu langem Bedenken; Großes stand auf dem Spiel; wüthend sprang Devereux aus dem Bette und stürzte auf den Menschen los, der das Paket hielt. Mit einer Hand suchte er dem Räuber die Larve, mit der andern die Urkunden zu entreißen. In dem Augenblicke, als Devereux ihn eben entlarven wollte, empfing er einen Stoß in die Seite. Morton taumelte einen Augenblick zurück, doch sammelte er sich gleich wieder, und griff aufs Neue nach dem Paket mit den Briefen; es gelang ihm auch wirklich, daßselbe den Händen des Räubers zu entreißen.

Dieser aber stürzte mit der Wuth eines Wahnsinnigen auf Devereux, und suchte sich abermals des Pakets zu bemächtigen. Beide fielen während des Ringens zu Boden.

Morton hatte anfangs die Oberhand, allein er war durch den Blutverlust geschwächt; daher gelang es seinem Widersacher sich empor zu ringen. Der verwundete Morton sah bei'm Schimmer des Mondes den scharfen Dolch seines Feindes über seiner Brust glänzen. Schon glaubte er den Todesstoß zu fühlen, als Isaura mit lautem, durchdringenden Geschrei aus dem Bette sprang, sich vor die hocherhobene Klinge des Räubers stürzte, und dessen Arm zurückhielt. Nun trat der andere Vermummte, welcher bis dahin stumm und bewegungslos zugesehen hatte, herbei, und schwang drohend, gleichfalls einen Dolch über Devereux. Flehend hob Isaura ihre Hände zu ihm empor: „Gnade! Schone meinen Gatten!" Der Bösewicht murmelte einige unvernehmliche Worte, deren Ton Zorn und Leidenschaft verkündete, stieß seinen Gehülfen bei Seite, und drang auf Morton ein. Umsonst strengte dieser seine letzten Kräfte an, der Dolch ward niedergestoßen, Isaura, um den tödtlichen Stoß aufzuhalten, warf sich ihm entgegen, und das Blut ihres edlen Herzens strömte in purpurnen Wellen über Devereux's Brust.

47.

Als Morton's Besinnung zurückkehrte, stan-

den seine Bedienten um ihn her; ein großer Blutstrom vergegenwärtigte ihm den ganzen, schrecklichen Vorgang. Er ermannte sich, sprang rasch auf, und fragte nach seiner Gattin; es ertönte ein leises, trauriges, unvernehmliches Geflüster. Er wandte sich um, schwankte langsam nach dem Bette; dort lag Isaura ausgestreckt, todtenbleich, von Dienerinnen umgeben. Er trat zu der sterbenden Geliebten, und vernahm von ihren bleichen Lippen noch das leise Athmen seines Namens. Weinend beugte er sich über sie hin, heftete seine Augen auf die ihrigen, die der Schleier des Todes bereits verdunkelte, und sah noch in ihnen die reine, heilige Liebe des edlen, sanften Herzens, das ihr Leben ihm zum Opfer dargebracht hatte.

In wilder Verzweiflung umarmte er sie, benetzte sie mit seinen Thränen, und flehete, indem das Blut aus seiner Wunde über sie hinströmte, nur um einige Worte von ihren Lippen. Und das holde, sanfte Geschöpf, das immer jeden seiner leisesten Wünsche zu erfüllen suchte, raffte noch unter den Schauern des Todes ihre letzten, wenigen Kräfte zusammen, um ihm zu gehorchen. „Weine nicht um mich, Morton,“ sprach sie mit leiser, gebrochener Stimme: „es ist süßer, für dich zu sterben, als ohne dich zu leben. Auf jenem Sterne, wo unsere ewige Heimath ist, sehen wir uns wieder!“

Sie schwieg; ihr Athem stockte; ihr Herz an

die Brust ihres Geliebten gedrückt, stand still; Isaura hatte geendet.

48.

Erst nach mehreren Monaten erlangte Morton Devereux sein Bewußtseyn wieder. Krankheit und Wahnsinn hatten bei Isaura's Tode ihn ergriffen; jetzt stand er zwar nicht froh und heiter, aber doch ruhig und gefaßt von seinem Lager auf. „Auf jenem Sterne, wo unsere ewige Heimath ist, sehen wir uns wieder!" sprach er tröstend zu sich selbst, Isaura's letzter Worte gedenkend.

Das Gericht bot Alles auf, um die Mörder zu entdecken, allein vergebens. Morton, der sich wieder völlig hergestellt fühlte, und das Paket mit den Briefschaften vermißte, zeigte jetzt den Diebstahl an, und beschrieb den Inhalt der darin enthaltenen Urkunden, so weit er ihn selbst aus den Unterredungen mit Oswald kannte. Dieß leitete natürlich den Verdacht auf Gerald, der einzig und allein durch den Raub und die Vernichtung dieser Urkunden Vortheil genießen konnte. Gerald trat jedoch öffentlich auf und bewies, daß er während der ganzen Woche, in welcher das Verbrechen begangen wurde, seinen Wohnsitz, Devereux-Park, nicht verlassen habe. Wenn auch Andere hierdurch von Geralds Unschuld überzeugt wurden, so war dieß doch keineswegs bei Morton der Fall. „Nicht bloß die Vollbringer einer

That, sondern auch die Anstifter derselben,“ sprach er, „nicht bloß die gedungenen Mörder, sondern auch der, welcher sie bezahlt, sind schuldig.“

Morton Devereux blieb demnach überzeugt, daß sein Bruder Gerald Isaura's rachgieriger Verfolger, und wenn gleich nicht der Anführer des Raubes und Mordes, doch der Anstifter dieser Verbrechen gewesen sey, und da er den Jesuiten Montreuil ebenfalls für einen Mitschuldigen hielt, so zog er in der Stille auch über diesen allenthalben Erkundigungen ein. Als Montreuil erfuhr, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden sollte, trat er selbst kühn und freiwillig auf, um sich derselben zu unterziehen, indem er höhnisch die Frage aufwarf: welche Beweisgründe man, außer der Angabe des Grafen Morton Devereux, für die Thatsache habe, daß jemals ein Paket mit Briefschaften ähnlichen Inhalts in seinen Händen gewesen sey? Morton berief sich freilich auf das Zeugniß von Marie Oswald; allein von diesem war keine Spur vorhanden. Er bewies, daß der Halbbruder des letztern, der Notarius Oswald, kurz vor jenem schrecklichen Ereignisse gestorben, und daß Marie Oswald denselben in seiner letzten Krankheit besucht habe; allein er konnte auf keine Weise darthun, daß Marie Oswald ihm Urkunden der gedachten Art zugestellt habe, und hierauf kam Alles an. Dagegen unterließ Gerald und einige ihm ergebene Creaturen nicht, hie und da

das Gerücht auszustreuen: daß Morton bloß diese Geschichte erfunden habe, um das angefochtene Testament als ungültig darzustellen.

Die Räuber waren durch eine offenstehende Hinterthür in Mortons Haus gekommen, und Niemand, außer Desmarais, hatte sie gesehen. Der letztere berichtete: er hätte, mit Mortons Erlaubniß, den größten Theil der Nacht außer dem Hause zugebracht; als er kaum eine Stunde im Bette gewesen, hätte er ein Geschrei vernommen, er sey aufgestanden, und nach Mortons Zimmer geeilt. Auf der Treppe seyen ihm zwei verlarvte Männer in langen, schwarzen Mänteln begegnet, von denen er den einen ergreifen wollte. Dieser habe ihn aber zu Boden geworfen, und sey mit dem andern entflohen. Er habe sogleich im Hause Lärm gemacht, und sey mit den übrigen Bedienten in das Zimmer des Herrn Grafen gedrungen, wo er denselben nebst dessen Gemahlin in ihrem Blute liegend, und den Schreibepult erbrochen gefunden habe.

Morton, der von der Schuldlosigkeit seines Kammerdieners keine sehr günstige Meinung hegte, that sein Möglichstes, ihn ein recht strenges Verhör ausstehen zu lassen, und führte deßhalb an, daß Desmarais zugegen gewesen sey, als er die Urkunden in den Schreibepult verschlossen habe, und daß dieser Umstand allein schon gerechten Argwohn erwecke, um so mehr, da Niemand sonst die geringste Kenntniß von dem Daseyn jener Schrif-

ten besessen habe. Mit zierlichem Anstande vertheidigte sich der gewandte Franzose, und weil ihm die Richter keine Schuld beweisen konnten, so sahen sie sich genöthigt, ihn schuldlos zu erklären. Er kam hierauf mit einer Verbeugung, die noch weit tiefer und ehrerbietiger war, als alle, welche er jemals vor seinem Gebieter gemacht hatte, zu Morton: „Ich wage es nicht," sprach er, „dem Herrn Grafen Vorwürfe zu machen; es ist mein unvermeidliches Schicksal, das schuldlose Opfer eines höchst ungerechten Verdachtes zu seyn; daher komme ich nun mit aller Ehrfurcht, mir meinen Abschied zu erbitten."

Diesen ertheilte ihm Morton sehr gern. Desto schwerer ward es jedoch dem letztern, seine Rachgier gegen Gerald zu besiegen. Schon mehrere Male hatte er den Entschluß gefaßt, nach Devereux-Park zu gehen, um seinem Bruder dort aufzulauern, ihm seine Verbrechen vorzuwerfen, und, durch einen Zweikampf auf Leben und Tod, ihn für das begangene Unrecht büßen zu lassen. Bei reiferem Nachdenken aber beschloß er, keinen Schritt, der Isaura rächen sollte, früher zu thun, als bis er die vollkommenste Gewißheit erlangt haben würde, den Strafbaren zu treffen. Nur Eines wünschte er! Seine Gefühle gegen Gerald aussprechen zu können, denn ehe war es ihm unmöglich zu ruhen, oder an die Ausführung irgend eines Entwurfs ernstlich zu denken. Er ritt daher unbewaffnet nach Devereux-Park, um

nicht in die Versuchung zu gerathen, seinen wohlüberdachten Entschluß zu vergessen, und eine zu frühzeitige, übereilte Rache zu nehmen. Als er zu Devereux-Park ankam, ließ er sein Pferd vor dem Thore stehen, und ging zu Gerald. „Freue dich," sprach er zu dem Erstaunten, „freue dich deines mit Mord besudelten Gewissens. Genieße deines schändlichen, blutbefleckten Glückes, so lange du kannst, aber wisse, daß über kurz oder lang ein Tag erscheint, an welchem das unschuldige Blut, das um Rache wieder dich schreit, vom Himmel gehört werden wird! Dann — dann sollst du es, das schwöre ich dir, mit deinem Blute versöhnen! Wenn ich auch jetzt nicht der gebietenden Stimme meines Herzens folge, wenn ich in diesem Augenblick keine Rache an dir nehme, so lebe ich bloß deßhalb, um einst desto schrecklicher ihr Gebot an dir zu vollstrecken."

Hiermit entfernte er sich wieder, ohne Geralds Antwort abzuwarten, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon, ohne weiter einen Blick auf die Gebäude, die Fluren und Waldungen zu werfen, die man ihm so räuberischer Weise entrissen hatte. Er war fest entschlossen, den, der ihm Alles geraubt, nicht früher wieder zu sehen, als bis die Stunde der Rache würde geschlagen haben. Bald nach diesem Auftritte empfing er einen Brief von Gerald; allein er schickte ihm denselben uneröffnet zurück, und trat nun mit ruhigerm Aeussern und heiterer Stirn wieder in die Welt.

49.

Nach Isaura's unglücklichem Tode fand Morton Devereux in der Erinnerung an sie, an ihre Liebe und in der beseligenden Hoffnung eines schönern Lebens, wo keine Thränen mehr geweint, keine Trennung und kein Tod mehr seyn werden, wo kein lauernder, heimtückischer Bösewicht die Unschuld verfolgt und mordet, seinen süßesten Trost, sein höchstes Glück. Der sternenhelle Abend war, wenn seine Verhältnisse und Geschäfte es irgend erlaubten, für ihn ein wahrer Feierabend, den er ganz dem Andenken seiner Isaura weihte. Dann blickte er voll wehmüthiger Sehnsucht hinauf zu dem freundlich glänzenden Gestirn, das er und Isaura an dem Vor-Abend jener grauenvollen Nacht zu ihrer ewigen Heimath sich ausgewählt hatten.

Mit treuer Innigkeit schloß er sich seinem geistvollen Freunde St. John an. Dieser Mann ward für seine großen Verdienste als Minister und Staatsmann durch den Titel Lord Bolingbroke, unter welchem Namen er als Gelehrter und Schriftsteller unsterblichen Ruhm erwarb, von seiner Regierung sehr kärglich belohnt. Nicht lange nachher gelang es dem Neid und dem Parteihaß, den edlen Menschenfreund zu stürzen, und, um sein Leben zu retten, sah er sich gezwungen, nach Frankreich zu flüchten. Morton begleitete ihn; die in Frankreichs Hauptstadt so hochgefeierten Namen Bolingbroke und Devereux sicherten

den beiden Flüchtlingen nicht allein gute Aufnahme und Schutz, sondern sie wurden auch am Hofe und in den glänzendsten Kreisen der vornehmsten und ausgezeichnetsten Männer mit Enthusiasmus und Bewunderung empfangen. Hier war es, wo Morton den witzigen Grafen Anton Hamilton, den damals noch jungen Arouet (Voltaire), den französischen Anakreon Chaulieu, den Grafen von Baulainvilliers, Fontenelle, den Herzog von St. Simon und viele andere der merkwürdigsten Personen damaliger Zeit kennen lernte, und in manchen derselben einflußreiche und theilnehmende Freunde fand. Hier sah er aber auch den Jesuiten Montreuil wieder, der in Paris, wie in England, ihm unaufhörlich Verderben zu bereiten suchte. Ein Zufall brachte ihn bald nach seiner Ankunft mit dem ausschweifenden Herzog-Regenten und dem Abbé, nachmaligen Cardinal Dubois, einem der schändlichsten und verworfensten Minister, den Frankreich jemals gehabt hat, in genaue Bekanntschaft. Da Devereux dem Regenten einen wichtigen, persönlichen Dienst geleistet hatte, so wünschte Philipp von Orleans, ihn durch eine glänzende, seinen Talenten angemessene Anstellung zu belohnen; allein der verschmitzte Dubois, welcher fürchtete, der hochsinnige und geistreiche Devereux möchte ihn und die übrigen Roués *) bei dem Her-

*) Roués (Galgenvögel) nannte nämlich der Herzog-Regent Philipp von Orleans diejenigen seiner Günst-

zog-Regenten verdrängen, suchte denselben aus Frankreich zu entfernen. Morton ward daher als Gesandter nach Rußland geschickt, wo Peter der Große, nach dem Ausdrucke eines witzig seyn wollenden Franzosen, aus Vieh Menschen zu machen suchte." Als Devereux seine Aufträge in Petersburg zur Zufriedenheit seiner Regierung ausgerichtet, und sich das Wohlwollen und das Vertrauen des großen, nordischen Monarchen in hohem Grade erworben hatte, kehrte er wieder an den französischen Hof zurück. Hier gerieth er aber bald mit dem nichtswürdigen Dubois in die bitterste Feindschaft, denn noch nie haben Edelsinn und Schlechtigkeit neben einander bestehen können. Devereux ward vom Hofe verwiesen, und ging nach Rußland, um Peter dem Großen seine Dienste anzubieten. Er wurde auf das Huldvollste aufgenommen, und erhielt sogleich bei der Person des Kaisers ein sehr einträgliches Ehrenamt, welches er neun Jahre lang bis zu dessen Tode bekleidete.

Die Nachrichten, welche Morton während dieses

---

linge, welche Zeugen und Mitgenossen seiner nächtlichen Ausschweifungen waren. Der Cardinal Dubois, Minister und Kuppler des Regenten, nahm, obgleich Priester und Fürst der alleinseligmachenden, römischen Kirche, nicht allein an diesen, alle Gränzen der Sittlichkeit überschreitenden Abscheulichkeiten den thätigsten Antheil, sondern war auch gewöhnlich der Haupturheber und Anstifter derselben.

langen Zeitraums in Hinsicht seiner persönlichen und Familienangelegenheiten aus seinem Vaterlande empfing, waren sehr beschränkt. Seine Mutter lebte in einer Art von Kloster, ganz mit geistlichen Uebungen beschäftigt, und schien allem Irdischen entsagt zu haben. Eine, durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten veranlaßte Feuersbrunst hatte das schöne Schloß von Devereux-Park fast ganz verzehrt; Gerald befand sich in London. Es war freilich außer Zweifel, daß er in die bekannte Empörung von 1715, die zu Gunsten des vertriebenen Hauses Stuart statt fand, verwickelt gewesen; allein er wurde dennoch vom englischen Hofe sehr gut aufgenommen; seine rauschenden Lustbarkeiten, sein ungeheurer Aufwand, seine Prunksucht und seine Verschwendung machten ihn in ganz London bekannt, und zum Theil auch beliebt.

Der Jesuit Montreuil hatte mit dem spanischen Minister Cardinal Alberoni eben so riesenhafte als unbedachtsame Plane zu Gunsten der Stuarts und seiner jesuitischen Mitbrüder entworfen, deren Ausführung nicht bloß dem Hause Hannover den brittischen Thron gekostet, sondern sogar ganz Europa in politischer, religiöser und sittlicher Hinsicht umgestaltet haben würde. Bei Alberoni's Sturz fiel Montreuil gleichfalls; er ward aus Frankreich und Spanien verbannt, und in Großbritannien wartete seiner die Todesstrafe. Man vermuthete, daß er sich in ein italienisches

Kloster, dem sein Name und seine Verhältnisse nicht bekannt seyen, geflüchtet habe.

50.

Als Peter der Große starb, zählte Morton drei und dreißig Jahre; der Ruhm, den er sich an diesem Hofe erwoben hatte, genügte seinem Ehrgeiz; sein Vermögen war bis zum Ungeheuern angeschwellt und überstieg sehr weit alle seine Bedürfnisse. Er war Günstling von Monarchen und Fürsten, siegreicher Feldherr, glücklicher und ausgezeichneter Diplomat gewesen; er konnte sich der Freundschaft, der Hochachtung und des Umgangs vieler der berühmtesten Männer und Frauen seiner Zeit erfreuen, in den glänzendsten Kreisen der größeren und gebildetsten Hauptstädte Europa's wurde ihm Lob und Bewunderung gezollt; jetzt sehnte sein Herz sich nach Ruhe.

Nie hatte er seine Isaura vergessen; seine Liebe war nicht mit ihrer irdischen Hülle zu Grabe gegangen. Weder auf dem Schlachtfelde, noch in den Irrgärten diplomatischer Intriguen, wich die Erinnerung an sie aus seiner Seele. Ihr holdes Bild umschwebte ihn überall, sowohl bei den lärmenden Gastmählern der Freude, wie bei seinem Streben nach Ehre und Ruhm. Es verließ ihn so wenig im Sonnenglanze leichtfertiger Höhe, als unter dem einfachen Zelte eines barbarischen Gastfreundes. Diese stille, fortwährende Erinnerung gab allen seinen Handlungen und seinem

ganzen Betragen Ernst und Würde, leitete ihn zum Nachdenken über wichtige Gegenstände, die man unter den Lustbarkeiten der großen Welt und unter dem Treiben und Drängen eines starkbewegten, thätigen Geschäftslebens oft ganz vergißt.

Jeden Abend, der Tag mochte noch so mühselig oder noch so fröhlich verlebt seyn, kniete er nieder, erhob sein Herz zum Himmel, und flehte um Wiedervereinigung mit seiner Isaura. Er fühlte sich durch dieß Gebet nicht allein gestärkt, getröstet und veredelt, sondern auch dem Ewigen, dem Unendlichen, und der Geliebten, die jetzt in dessen Reiche wohnte, näher gebracht! Auch die bittern, herben Empfindungen über ihren frühen, grausamen Tod wurden besänftigt, wenn er an das schöne, selige Leben dachte, in welchem er, wie er mit innigem, heiligem Vertrauen glaubte, wieder mit ihr würde vereiniget werden. Dort hoffte er, ihre Treue, ihre Aufopferung vergelten, ihre irdischen Leiden wieder gut machen, ihre reine Liebe erst ganz verdienen zu können.

51.

Allein dieser schöne, tröstende, beseligende, Geist und Gemüth veredelnde Glaube sollte ihm entrissen werden.

Ein italienischer Gelehrter, Benzoni, der mit Devereux an einem Orte und in sehr vertrauten Verhältnissen lebte, hatte, wie dieß häufig der Fall ist, nicht bloß den menschlichen Glaubensleh-

ren der römischen Kirche, sondern auch den tröstlichen Wahrheiten entsagt, die nach den Begriffen aller Völker und Reliongsbekenner, dem Menschen in seinen Leiden Trost, Ruhe und Hoffnung gewähren, ihn auf dem Pfade der Tugend und Sittlichkeit leiten und stärken, und vor den Irrgängen des Verbrechens und Lasters bewahren können. Benzoni war von Charakter ein vortrefflicher Mann, wohlhätig, menschenfreundlich und theilnehmend, Bosheit und Lästersucht konnten ihm nie eine unedle Handlung vorwerfen, und sein sittliches Betragen ward selbst von denen, die seine religiösen Ansichten nicht billigen konnten, als achtungswürdig und musterhaft gepriesen.

In seinen traulichen Unterredungen mit Benzoni, der Naturforscher war, äußerte Devereux gegen denselben seine Hoffnungen, auf künftige Fortdauer und auf Wiedervereinigung mit Isaura. Benzoni warf ihm dagegen einige Zweifel auf, deren Anführung wir hier übergehen wollen. Morton ward durch dieselben tief erschüttert. „Sollte ich mich täuschen? Sollte ich Träume für Wahrheit halten?“ sprach er bei sich selbst; „aber kann auch nicht Benzoni irren? Freilich hat er beinahe ein halbes Jahrhundert auf Forschungen über diese Gegenstände verwendet; ich will Gewißheit haben, und sollte sie auch noch so betäubend, noch so schrecklich für mich seyn!“

Diesem Vorsatze gemäß ersuchte Devereux sei-

nen Freund, ihm alle Zweifel und Einwürfe gegen die Unsterblichkeit der Seele vorzutragen. Benzoni weigerte sich lange, weil er bemerkte, daß die Gemüthsruhe Mortons durch jene unbedachtsam hingeworfenen Aeußerungen bereits gelitten hatte. Als indessen Devereux ernstlich auf seinem Gesuche bestand, versprach er, seinen Wunsch zu erfüllen, und von nun an wurden jene Grundsätze, von denen die Zufriedenheit, die Ruhe, das Glück und die Sittlichkeit so vieler Millionen Menschen abhängt, der Gegenstand des Abendgesprächs der beiden engverbundenen Freunde.

Als sie endlich sich trennen mußten, sprach Devereux: „Ich verzeihe Ihnen alle Unruhe, die Sie mir verursachten; ich fühle, daß der Augenblick nahe ist, in welchem mein Glaube Waffen finden wird, um die Ihrigen zu besiegen.“

Benzoni umarmte ihn und erwiederte mit Thränen: „Alle gute Menschen werden ihres Sieges sich freuen! Für mich kann es nach dem Tode keine Verdammniß geben, wofern sie nicht ein Wesen treffen soll, das den innigsten Antheil an dem Wohl seiner Brüder nahm, alle Menschen liebte, Jedem zu helfen suchte, und mit Vorsatz nie einem lebenden Geschöpfe Unrecht gethan hat.“

52.

An dem Fuße der Apenninen, mitten in einem kleinen, lieblichen Thale, nicht fern von einem Kloster, fand Devereux unter einer niedrigen

Hütte, was sein Herz sich wünschte, eine freundliche, geräuschlose Wohnung, in welcher er sich seinen Nachforschungen über die wichtigen Gegenstände, die seine Seele in Anspruch nahmen, ungestört überlassen konnte.

Der Abt jenes Klosters war, was man nicht bei allen Aebten findet, ein Mann von edler, freier Denkart und von umfassenden Kenntnissen, dem Devereux ohne Rückhalt sein Geheimniß anvertraute, und der ihm dagegen mit Freuden Schutz und Verschwiegenheit gelobte. Diese Bekanntschaft gewährte ihm um so mehr Vergnügen, da die meisten Bücher, welche er sich wünschte, in Italien verboten waren, und sich nur durch die Vermittlung eines angesehenen Geistlichen einschwärzen ließen, wozu der freundliche Abt Anselmo, den es auch dann und wann nach verbotener Geistesnahrung gelüstete, recht gerne seine hilfreiche Hand bot. Der Abt bediente sich nämlich des schlauen Vorwandes, daß Devereux ein frommer Mann sey, der zur Ehre der alleinseligmachenden Kirche ein Buch gegen die Ketzer schreiben wolle, und zu diesem Zwecke manche Schriften der letztern haben müsse, um sie widerlegen zu können. Unter diesen Umständen erfolgte natürlich sogleich die Erlaubniß, ketzerisches Gift einführen zu dürfen.

53.

Devereux überzeugte sich mit Hilfe der erwähnten Schriften bald, daß das höchste und weiseste

Wesen den menschlichen Geist nicht mit einer unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit würde ausgerüstet haben, wenn es ihn bestimmt hätte, nach wenigen Jahren, vielleicht schon nach wenigen Tagen vernichtet zu werden. Er sah ein, daß dieses erhabene Gefühl, diese innere Stimme, die in der Brust des Heiden, wie des Christen, bei jeder Handlung dem Menschen laut zuruft: ob sie gut oder böse sey, eine Gottesstimme seyn müsse, und daß ein Wesen, dem eine solche in die Brust gepflanzt ward, nicht zur Vernichtung, sondern zu einer ewigen Fortdauer und einer unendlichen Vervollkommnung und Veredlung bestimmt seyn müsse.

Devereux wurde über diese Ergebnisse seines Forschens so entzückt, wie er gewiß nicht hätte seyn können, wenn er auch alle die Güter und Schätze, welche ihm durch jenes falsche Testament entrissen worden waren, gewonnen hätte. Nun blickte er wieder freudig auf zu dem schönen, glänzenden Sterne, den er und seine Isaura sich zu ihrer künftigen Heimath gewählt hatten. „Dort,“ sprach er voll von seligem Entzücken, „werden wir uns wieder sehen, und ewig mit einander vereinigt leben.“

54.

„Kennen Sie den Einsiedler am Brunnen?“ fragte ein Mönch aus der Abtei, der eines Tages Morton besuchte.

„Nein,“ versetzte dieser, „ich erinnere mich

auch nicht, von ihm gehört zu haben. Wo ist er her? Wie heißt er?"

„Sie fragen zu viel auf einmal," erwiederte der Mönch. „Die Heimath des frommen Mannes ist uns Allen ein Geheimniß. Er redet das Toskanische fertig, allein mit fremdartiger Betonung. — Joseph, Maria, das ist ein entzückender Trank, dieser Ungarwein! — Aber wieder auf unsern Einsiedler zu kommen! Ich bin wahrlich ein großer Verehrer der frommen Leute, die den schnöden Freuden dieser Welt, den Lüsten des Fleisches entsagen! Die heilige Mutter Gottes ist mein Zeuge, daß ich selbst mir harte Büßungen auflege. — Aber dieser Wein ist in der That ein Göttertrank! — Allein dennoch muß ich bekennen, daß man nach meiner Ansicht die Selbstpeinigungen und Kasteiungen zu weit treiben kann. — Ich wünschte, daß wir in unserm Kloster solchen Wein hätten; ich leide häufig an Nierenschmerzen, und bin überzeugt, er würde mir besser bekommen, als die heilsamste Arznei."

„Wie lange lebt denn der Einsiedler schon in dieser Gegend?" fragte Devereux lächelnd.

„Beinahe seit acht Jahren. Er kam an einem Winterabend in ganz weltlicher Kleidung vor unser Kloster, und bat, weil die Nacht sehr kalt und stürmisch war, um Aufnahme und Gastfreundschaft. Darauf blieb er mehrere Tage bei uns, und besprach sich lange mit Seiner Hochwürden, unserm Herrn Abt. Nachher verließ er uns, kehrte

jedoch bald zurück, und legte eine Summe Geldes als Almosen in unsere Hände. Zwei Tage später erschien er an seinem jetzigen Wohnorte in der Einsiedlerkleidung."

Der Mönch hatte bereits zu viel von dem köstlichen Göttertrank, wie er ihn nannte, zu sich genommen, als daß er noch etwas Befriedigendes über den Einsiedler hätte vorbringen können, und Morton, den nach der Bekanntschaft desselben verlangte, beschloß, sich bei dem Abt persönlich nach ihm zu erkundigen. Er ging daher am andern Morgen nach dem Kloster, und erhielt von dem Abt Anselmo folgende Auskunft:

„Der Brunnen, bei welchem der Einsiedler sich niedergelassen, ist eine jener Quellen, deren wunderthätige Heilkraft alte Legenden bestätigen, und der an gewissen Tagen im Frühling und Herbst von den Landleuten dieser Gegend besucht wird, die daraus trinken, um sich von ihren Krankheiten zu heilen. Nahe dabei liegt eine Höhle, welche sich nach und nach zu einer ziemlich bequemen Wohnung gestaltet hat, und in welcher seit Menschengedenken immer ein Einsiedler hauste. Der gegenwärtige Waldbruder scheint indessen von einem ganz andern Gepräge zu seyn, als seine übrigen Vorgänger. Er nimmt freilich Geschenke an, die zu gewissen Zeiten von den Landleuten der Umgegend auf einen großen Stein niedergelegt werden; er macht ihnen aber Gegengeschenke von weit größerem Werthe. Nach seinem Aeußern

und seinem Betragen muß er ein Mann von vornehmer Herkunft seyn, und wahrscheinlich ein schweres Verbrechen begangen haben, da er sich so harte Bußübungen auferlegt. Diese werden indessen wohl bald enden, denn seine Gesundheit ist durch geheimen Gram und übermäßige Kasteiungen gänzlich zerstört. Seinen wahren Namen hat er mir nie entdeckt, nur so viel weiß ich, daß er ein Engländer ist. Er hat aber dieß mir nicht selbst, sondern einem Mönche anvertraut, der es mir wieder gesagt hat. Sollten Sie ihn besuchen, so bitte ich, nichts hiervon gegen ihn zu erwähnen."

Den Mann muß ich kennen lernen! dachte Morton, dessen Neugier durch die Nachricht, daß der Einsiedler ein Landsmann von ihm sey, noch höher gesteigert wurde. Gleich an demselben Abend ging er noch zu dem heiligen Brunnen, den ein düsterer Wald umgab. Als er aus dem Dickicht auf den offenen Platz heraus kam, wo der Brunnen sich befand, erblickte er eine ganz in schwarzes Gewand gekleidete Gestalt, die stumm und bewegungslos auf einem Steine saß, so daß Morton, der auf eine solche geisterartige Erscheinung nicht gefaßt war, anfangs unwillkührlich zurück schauderte. Die Gestalt schien ihn gar nicht zu beachten; er näherte sich einige Schritte, und bemerkte, daß das Gesicht von außerordentlicher Blässe und Schönheit war, obgleich Krankheit und Kummer sich in allen Zügen aussprachen. Das glänzendschwarze, fast weiblich lange Haar hing

auf beiden Seiten herab; der schwarze, ungeordnete Bart reichte bis auf die Brust, und die glänzend weißen, auf dem schwarzen Kleide ruhenden Hände vollendeten den erschütternden Anblick des Ganzen.

Morton bat den Einsiedler in italienischer Sprache um seinen Segen und um die Erlaubniß, aus dem Brunnen trinken zu dürfen.

Der Waldbruder legte seine Hand auf Mortons Haupt, worauf dieser an den Brunnen trat.

„Dieß Wasser ist sehr erfrischend, ehrwürdiger Vater," sprach Morton nach einer kleinen Weile in englischer Sprache; „möchte es doch nicht bloß die Krankheiten des Leibes, sondern auch die der Seele heilen!"

Der Einsiedler schien etwas überrascht, und betrachtete seinen Gast aufmerksamer, als zuvor.

„Wie es scheint, sind Sie ein Engländer!" erwiederte er hierauf kalt. „Ja, gewiß würde eine Heilquelle für die Wunden der Seele das Köstlichste seyn, was die Erde uns darbieten könnte!"

„Was die Erde nicht heilen kann, frommer Vater, das deckt sie mit Vergessenheit."

„O Gott, nein, sie deckt nichts mit Vergessenheit!" rief der Einsiedler, „nichts! Es gibt kein Grab für die Seele; der Leib stirbt, aber das Andenken an unsere Thaten dauert von Ewigkeit zu Ewigkeit, und verfolgt uns durch alle Zeiten und Räume; es ist die Hölle!"

Der Einsiedler legte seine dürre Hand auf Mortons Arm, und blickte ihm lange und wehmüthig in's Antlitz.

„Bruder," sprach er, „hast du auch gelitten! Martert auch dich noch die Erinnerung vergangener Bekümmernisse? Ach, hier, hier findest du einen Mitgenossen. Aber du gleichst mir nicht! Du verlebst nicht, wie ich, deine Nächte im Wahnsinn, deine Tage in Angst und Jammer. Deine Wangen sind wohl eingefallen, aber noch von dem Roth der Unschuld gefärbt; dein Auge blickt noch stolz und heiter umher! Nein, nein, du hast nicht gelitten, wie ich!"

„Vater, es ist nicht Alles auf unserm Gesichte zu lesen, was wir gethan und gelitten haben!" erwiederte Morton. „Oder glaubst du, daß der nicht litt, dem die geliebte Gattinn vor seinen Augen gemordet wurde?"

„O Gott!" rief der Einsiedler, schnell aufspringend. „Bist du gekommen, um mir für den Segen, den ich dir gab, Fluch zu verkünden! Verlass' mich, ich kann dich jetzt nicht mehr anhören. Doch komme wieder morgen Abend, dann werd' ich gefaßter seyn, mit Sonnenuntergang erwarte ich dich; hörst du? Nun lebe wohl."

Hiermit ging der Waldbruder in seine Höhle, und Morton kehrte erwartungsvoll nach seiner Wohnung zurück.

55.

Zu der ihm bestimmten Zeit ging Morton zum

Brunnen, wo er den Einsiedler in derselben Stellung fand, in welcher er ihn gestern erblickt. Er hatte den Vorsatz gefaßt, sich ihm nicht zu erkennen zu geben, denn er vermuthete aus manchen Umständen, daß der Waldbruder eine Person sey, die er bereits seit langer Zeit für todt gehalten, und daß dieser vermeintlich Verstorbene in sehr nahen Beziehungen zu ihm und den räthselhaften Schicksalen seines frühern Lebens stände.

Der Einsiedler betrachtete wieder sehr aufmerksam Mortons Gesicht, und dieser suchte ihm, so gut es sich thun ließ, sein Antlitz zu entziehen.

„Ich habe mich," sprach der Waldbruder nach einer Pause, „bei dem Abt Anselmo nach Ihnen erkundigt, und von ihm vernommen, daß Sie ein sehr gelehrter und frommer Mann sind, der schon viele Reisen gemacht hat. Vielleicht waren Sie auch in Petersburg?"

„Ja, aber nicht sehr lange!" erwiederte Morton.

„Dann wäre es möglich, daß Sie einen Engländer kennen, der in russischen Diensten steht, und ein Liebling des Kaisers ist? Er heißt — — Graf Devereux!" fügte er langsam und stockend hinzu.

„Ja, den hab' ich gesehen und gekannt!" antwortete Morton ruhig.

„Wie!" rief der Waldbruder, erschrocken zurücktretend, gekannt? Gekannt? Und wo lebt er jetzt?"

„Das kann ich Ihnen nicht genau sagen!"

Während dieser kurzen Unterredung kamen sie in die Wohnung des Einsiedlers. Ein ziemlich geräumiges Zimmer, das durch eine Lampe schwach erhellt war, nahm sie auf. Der Einsiedler sank hier auf eine steinerne Bank neben einem Tisch von Holz, lehnte sein Antlitz in seine Hände: „Verzeihen Sie mir," sprach er, „ich bin sehr ergriffen! Das Athmen wird mir schwer; mein Körper ist geschwächt; ich bitte nur um eine kurze Ruhe."

Nachdem er sich etwas erholt hatte, fuhr er fort: „Ich fühle es, mein Tod nahet mit raschen Schritten heran. Ich werde nur noch wenige Tage zu leben haben. Würden Sie wohl den Aufenthaltsort des Grafen Devereux erforschen, um einen Auftrag von mir an denselben auszurichten?"

„Sehr gerne!" erwiederte Morton! „Vielleicht ist Devereux jetzt selbst in Italien, wenigstens erinnere ich mich, es einmal gehört zu haben; in diesem Fall wäre es sogar möglich, daß ich ihn persönlich in kurzer Zeit herbeischaffen, und daß Sie ihn selbst sprechen könnten!"

„O Gott, nein!" rief der Einsiedler heftig; „lieber wünschte ich, daß dieser Felsen mich zerschmetterte, oder die Erde mich verschlänge."

„Nun," sprach Morton, „so verspreche ich Ihnen heilig vor Gott, dem Allmächtigen, Ihren Auftrag so bald als möglich zu besorgen."

Der Waldbruder schien hierdurch etwas beruhigt. „Seit zwölf Jahren," begann er, „habe

ich unaufhörlich zu Gott geflehet, meiner gemarterten Seele wieder Ruhe und Frieden zu geben, allein Alles ist fruchtlos! Ich bin verflucht auf ewig! Verflucht an Leib und Seele!"

„O Gott, nein!" erwiederte Morton tröstend; „vertrauen Sie der Barmherzigkeit dessen, der will, daß allen Menschen geholfen werde."

„Ha!" rief mit wildem Gelächter der Waldbruder, „so sprecht mir doch nicht von Barmherzigkeit! Ihr kennt die ewige Gerechtigkeit Gottes nicht!"

Bei diesen Worten ergriff er Mortons Arm, und zog ihn gewaltsam nach der Thür. Morton folgte, um nicht durch Widerstreben ihn in einen Zustand zu versetzen, der für einen so schwachen Körper die gefährlichsten Folgen haben konnte.

„Gehen Sie," sagte der Einsiedler jetzt viel ruhiger, als vorher; „gehen Sie, und verzeihen Sie meine ungestüme Heftigkeit. Kehren Sie morgen bei Sonnenuntergang zurück. Dann will ich Ihnen Alles anvertrauen, meine Gemüthsbewegung hat die Stunde beschleunigt, in welcher die Nacht des Wahnsinns meine Sinne erfaßt."

Morton ging abermals mit bangen Erwartungen nach seiner Wohnung zurück, um für die Unterredung des bevorstehenden Abends neue Kräfte zu sammeln.

56.

Als die von dem Einsiedler bestimmte Stunde schlug, stand Morton schon vor der Thüre der

Höhle, die bloß angelehnt war; er pochte, allein es erfolgte keine Antwort. Er öffnete daher die Thür, und vernahm angstvolles Geschrei, Schluchzen und wildes Gelächter in dem Zimmer des Waldbruders. Leise und schnell eilte er deßhalb durch den Gang zu dem steinernen Gemach des Einsiedlers hin, und trat mit lautem, bangen Herzklopfen hinein. Da lag der unglückliche Bewohner auf einem Strohsacke, Morton vernahm Folgendes unzusammenhängendes Selbstgespräch:

„Ha!" rief Alberich, denn dieß war der Waldbruder selbst, — „ha, ich habe ihr Herz durchbohrt; nun will ich niederknieen, meine Hände in ihrem Blute baden, und ihre blassen Lippen küssen. Ja, ja ich hasse dich! Ich verfluche dich! Gib mir den Rosenkranz; ich will beten; ich will beichten. Nein, nein, nicht beichten. Kein Priester der Welt kann eine Seele trösten, die mit unschuldigem Blute befleckt ist. O helft mir! Helft! Ich falle, ich stürze hinab in den feurigen Pfuhl! Hört, wie sie lachen, die Teufel! Auch ich kann lachen! Ha, ha, ha, ha!"

So tobte der Unglückliche, Morton nahete zitternd seinem Lager. Neben dem Kopfende des Bettes lag ein Paket, das die Ueberschrift an den Grafen Morton Devereux trug. Dieser nahm es auf, und steckte es zu sich, ohne daß Alberich, der in der fürchterlichsten Ermattung auf seinem Strohbette lag, es bemerkte. Hierauf entfernte sich der Graf schnell wieder, um Beistand aus

dem Kloster herbei zu schaffen. Als er durch den Gang lief, hörte er auf's Neue Alberichs entsetzliches Geschrei gräßlicher, als vorher; es dünkte ihm das Jammergeheul der Hölle zu seyn. Athemlos kam er bei dem Kloster an, und sank ohne Besinnung zu Boden.

Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, wurden zwei Mönche, die in der Heilkunst große Erfahrungen besaßen, mit ihm zu der Einsiedelei gesandt. Den ganzen Abend bis zur Mitternacht schien Alberichs Raserei höher zu steigen, aber als die Mitternachtstunde schlug, versank er in einen tiefen Schlummer. Nun entfernten sich die Mönche, Morton aber las bei dem matten Schein der Lampe das an ihn gerichtete Paket, woraus wir nur Einiges mittheilen.

„Morton Devereux!

Sollten diese Papiere jemals in Deine Hände kommen, dann lies es und schaudere; aber möge Dein Schmerz auch noch so groß seyn, so danke doch Gott, daß Du mir nicht gleichest. Erinnerst Du Dich noch aus unserem Knabenalter der Grundzüge meiner Gemüthsart? Ach, nicht wie Du glaubtest, Demuth und Sanftmuth war es, sondern die schrecklichste Eifersucht, die alle meine Handlungen leitete, und die mich in so großes, ewig fortwährendes Elend gestürzt hat.

Unter Euch allen kannte mich Niemand, als Montreuil; er besaß eine große Gewalt über mich; er hätte mich bessern und meiner Denkart

eine andere Richtung geben können; allein er ist mein Verderber geworden; denn statt mich von meinem Fehler zu heilen, suchte er mich noch mehr darin zu befestigen, um mich desto eher für seine Zwecke benutzen zu können. Eines Tages weinte ich über einen Hund, den ich selbst erschlagen hatte. „Warum tödtetest Du ihn denn?“ fragte mich der Priester. „Weil er Morton lieber folgte als mir!“ erwiederte ich. „Dem thatest du ganz Recht, Alberich,“ antwortete jener; und von diesem Zeitpunkt an suchte er meine Leidenschaft immer mehr zu entwickeln, und zu seinem Vortheil zu benutzen.

Du weißt, daß der Jesuit während der letzten Zeit seines Aufenthalts in unserer Familie sich mit großen politischen Entwürfen befaßte, die nichts Geringeres, als die Wiedereinsetzung des Hauses Stuart bezweckten. Um diese Absicht desto besser zu erreichen, wünschte er, sich der großen Reichthümer von Sir William Devereux zu versichern, und dies konnte auf keine andere Weise geschehen, als wenn er die Erben derselben dahin brachte, sich blindlings seiner Leitung zu überlassen.

Wenige Monate vor jenem Tage, als Du uns verließest, um nach London zu gehen, hatte ich ein Mädchen erblickt, das man nicht sehen konnte, ohne es zu lieben. Sie saß allein in jenem kleinen Garten, den Du kennst, vor der Thüre des Landhauses; ich stand still, blickte verstohlen durch das Gesträuch, ohne von ihr bemerkt

zu werden, und kehrte mit einem Herzen voll der glühendsten Leidenschaft nach Devereux-Park zurück. Später ging ich jeden Abend nach der nämlichen Stelle hin, um sie von dort aus zu betrachten. Bald bot sich mir eine Gelegenheit dar, näher mit ihr bekannt zu werden, und in dem Hause, das sie bewohnte, Zutritt zu erhalten.

Montreuil unterhielt nämlich, als er nach Frankreich zurückgekehrt war, fortwährend einen geheimen Briefwechsel mit Gerald und mir; er hatte uns zur tiefsten Verschwiegenheit gegen Dich verpflichtet. In einem seiner Briefe trug er mir auf, einen gewissen Barnard aufzusuchen, und demselben einige Nachrichten mitzutheilen, die er Don Diego überbringen sollte. Da Montreuil in seinem Briefe sagte, daß der Spanier jenen Barnard noch niemals gesehen hätte, so stieg mir plötzlich der Gedanke auf, die Nachrichten selbst zu überbringen, und mir auf diese Weise die Bekanntschaft der reizenden Isaura zu erwerben, die ich auf einem andern Wege vielleicht gar nicht hätte erlangen können, indem ihr Vater in der größten Eingezogenheit lebte.

Um indessen Montreuil nicht zu beleidigen, ersuchte ich ihn um seine Einwilligung, unter Barnards Namen dem Spanier jene Mittheilungen überbringen zu dürfen, nnd der Jesuit, welcher hoch erfreut war, mich von so großem Eifer für seine Anschläge beseelt zu sehen, ertheilte mit Freuden seine Zustimmung. Mit hochklopfendem Her-

zen und zitternder Stimme versuchte ich zum ersten Male den Betrug; er gelang, ich wiederholte ihn, und ward immer dreister. Ach, Morton, Morton! Fluche mir! Ueberschütte mich mit Deinen Verwünschungen. Ich, Dein Bruder, den Du so zärtlich liebtest, den Du so fromm, so sanft, so rein von allen Sünden und von jedem Truge wähntest, ich war jener Barnard, der eifersüchtige, rachgierige, blutdürstige Feind, der Todtfeind Deiner Isaura.

Schon damals liebte ich sie, wofern man überhaupt dieß Gefühl Liebe nennen darf. Wenn wir an heitern Abenden mit einander dem Untergange der Sonne zusahen, wenn die sanftesten Empfindungen den schönen Busen dieses lieblichen Mädchens hoben, und meine Lippen Deine Empfindungen lallten, von denen doch mein Herz nicht das Mindeste wußte, dann tobte es in meinem Innern vor Wuth; ich hätte sie umschlingen und mich mit ihr in einen Abgrund stürzen mögen! Nur die Religion hielt meiner Leidenschaft etwas den Zügel! Ich geißelte mich; ich fastete; ich weinte; ich betete! Aber dieser Kampf schürte das Feuer immer noch flammender und verzehrender. Ich fühlte, daß meine Leidenschaft keine Liebe, daß sie Verbrechen war, und oft faßte ich den Gedanken, den schuldlosen Gegenstand, durch den ich die Ruhe meines Gemüths verloren hatte, und sogar mich selbst zu vernichten.

Da kamst Du, Morton! Du lerntest Isaura

kennen, liebtest sie, und fandest Gegenliebe. Ich erfuhr es; es war mir, als ob brausende Meereswogen in meinen Ohren ertönten. Jetzt beschloß ich, Dir, meinem Nebenbuhler, selbst meine Liebe anzuvertrauen; allein als ich noch nach Worten suchte, Dir mein Geheimniß zu entdecken, da offenbartest Du mir das Deinige, und da Du ganz mit Deinen Gefühlen beschäftigt warest, so bemerktest Du nicht, was in meinem Herzen vorging, was sich in allen meinen Zügen so deutlich aussprach. Dennoch gab ich nicht alle Hoffnung auf; ich nahm mir vor, so gut ich konnte, den Heuchler zu spielen und Dich durch Vernunftgründe und durch List von Deiner Mitbewerbung abzuleiten. Darum ging ich am folgenden Tage zu Dir, und stellte Dir vor, wie schwer es halten würde, des Oheims Zustimmung zu erhalten; allein ich fand kein Gehör bei Dir.

Indessen setzte ich meine Besuche bei Isaura fort, und machte dem Spanier bemerklich, daß es seiner politischen Sicherheit wegen höchst nöthig sey, mich vor Dir zu verbergen; wir trafen daher nie mit einander im Gartenhause zusammen, und mein Geheimniß blieb unentdeckt.

Don Diego war eines Abends ausgegangen, um einen seiner mitverbündeten Landsleute zu besuchen, und Isaura allein im Garten. Da gestand ich ihr zum ersten Male laut die Empfindungen meines Herzens. Sanft, aber gleichgültig hörte sie mich an, und erwiederte mir bald, daß sie

mich nicht lieben könne; daß für mich keine Hoffnung sey. Voll Wuth sprang ich auf, „du liebst Morton Devereux," rief ich, „darum verschmähst du mich, Isaura!" Sie erblaßte, zitterte, und ich verlor meine Besonnenheit so sehr, daß ich in den härtesten und drohendsten Ausdrücken meinen Unwillen aussprach. Ich sagte ihr sogar, daß ich der Bruder, der Feind des Mannes sey, den sie liebte, und schüttete die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen über Dich aus.

In dem nämlichen Augenblick hörten wir den Huftritt Deines Pferdes. „Er kömmt!" rief Isaura freudig; „er wird mich beschützen!"

„Weib," erwiederte ich mit leiser, drohender Stimme, und mit einem fürchterlichen Schwur, indem meine Rechte den gezogenen Degen hielt, und meine Linke gewaltsam ihren Arm umklammerte, „gelobe mir durch einen Eid, daß du Morton Devereux niemals offenbaren willst, wer sein Nebenbuhler ist; daß du weder ihm, noch irgend einem Andern endecken willst, daß Alberich Devereux und Barnard eine und dieselbe Person sind; oder ich schwöre dir bei dem Gekreuzigten, bei Allem was heilig ist, ich werde Morton entgegen gehen, ihm mit meinem Degen das Herz durchbohren, und dann in der Stadt ein Geheimniß anzeigen, das deinen Vater auf das Blutgerüst bringen soll!"

Isaura erhob langsam ihren Blick zu mir; ihre Lippen und Wangen überzog Todesbläße, zitternd

und langsam sprach sie den fürchterlichen Eid nach, den ich ihr vorsagte. Als ich sie los ließ, stürzte sie besinnungslos zu Boden. Jetzt hörte ich Deine Schritte; ich eilte hinweg, und langte nur mit einer dunkeln Erinnerung dessen, was geschehen war, auf meinem Zimmer an.

Am folgenden Morgen ging ich mit scheinbarer Fassung zu Dir, und freute mich, als ich aus Deiner Erzählung vernahm, daß Isaura nichts verrathen, und Dich abgewiesen hatte. Am Abend erhielt ich von Montreuil, der wieder mit einigen Entwürfen aus Frankreich ankam, einen heimlichen Besuch. Er wünschte Den Alvarez sogleich einen Brief durch mich überbringen zu lassen, allein dieß mußte ich abschlagen, weil Du mir gesagt hattest, Du wolltest auflauern, ob Du Barnard nicht in der Gegend des Gartenhauses antreffen könntest, und weil ich wußte, daß Du in dieser Absicht wirklich dahin gegangen warst. Montreuil wollte eben so wenig dort von Dir wahrgenommen werden, und daher erhielt Gerald den Auftrag, jenen Brief zu überbringen. Er that es, und diese Zusammenkunft bei der Hafenbucht des Städtchens war die einzige, welche er jemals mit Alvarez gehabt hat. Du aber sahest ihn und wähntest, daß er der angebliche Barnard, Dein Feind und Isaura's Verfolger sey.

Montreuil hatte mir das Geständniß meiner Leidenschaft entlockt, und gab mir einen Rath, den ich recht gerne befolgte. Ich mußte nämlich

Don Diego vorspiegeln, daß Du unwürdige Absichten auf Isaura hättest. „Morton Devereux," fügte ich hinzu, hat von Ihren politischen Entwürfen, ich weiß nicht auf welchem Wege, Nachricht erhalten, und ist entschlossen, dieselbe der Regierung anzuzeigen, um Ihre Tochter des väterlichen Schutzes zu berauben, und dann desto leichter seine böse Absichten erreichen zu können. Als das einzige Mittel, sich und Ihre Tochter zu sichern, rathe ich Ihnen, Ihren jetzigen Wohnort gegen London zu vertauschen, denn in dem Gewühl der großen Hauptstadt werden Sie weniger erkannt und beneidet werden." Zugleich bat ich ihn, Dir nicht zu sagen, daß er von Deinen boshaften Anschlägen unterrichtet sey, weil dieß die schlimmsten Folgen haben würde. Ich gab ihm das Geld, um Dir die Summe, die Du ihm vorgestreckt hattest, zurück zu zahlen, und dictirte ihm auch den Brief, in welchem er Dir dankte und Abschied nahm. Nun schöpfte ich wieder neue Hoffnung! Du warst von Isaura getrennt, und sie konnte Dich vergessen, da für Euch beide keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, Euch wieder zu treffen. Ich allein wußte ihres Vaters Wohnung, und nach und nach hoffte ich mir wieder ihr Vertrauen und endlich auch ihre Liebe zu gewinnen.

Späterhin äußertest Du gegen mich den Verdacht, daß Gerald der Verfolger Isaura's und der wahre Barnard sey. Ich widersprach Deinem

Argwohn nicht, und bestärkte dich auch nicht darin. Gerald und Morton hassen einander ohnehin auf das Bitterste, dachte ich, und Mortons Argwohn gegen Gerald schützet wenigstens mich vor jedem Verdacht.

Gerald war mit den Verbindungen des wirklichen Barnard bekannt; allein er wußte nicht, daß ich den Namen dieses Mannes angenommen hatte, und als Du ihm Vorwürfe wegen seiner Bekanntschaft mit dem letztern machtest, so gerieth er in Bestürzung, und dieß hieltest Du für einen Beweis, daß er unter jenem Namen wirklich Dein Mitbewerber bei Isaura sey.

Montreuil kehrte an demselben Tage, als Alvarez nach London reiste, nach Frankreich zurück, und gab mir den Rath, Isaura nicht eher zu besuchen, als bis der Eindruck des Entsetzens, welchen mein Betragen auf sie gemacht hatte, vergangen, und Zeit und Entfernung auch auf dich gewirkt haben würden. „Dann," sagte er, „werden Sie in dem unnachgiebigen, hochmüthigen Bruder keinen Nebenbuhler weiter zu fürchten haben. Er wird in London der Schönen genug finden, die ihm Isaura de Alvarez in Vergessenheit bringen."

Ich befolgte Montreuils Rath. Du nahmst zwar in Deinen Briefen den Schein an, als gedächtest Du gar nicht mehr an Isaura; allein ich blickte tiefer in Dein Herz; ich wußte, daß Du sie zu glühend liebtest, um Deine Leidenschaft so

schnell überwinden zu können, denn ich beurtheilte Deine Empfindungen nach den meinigen, und ich hatte mich nicht geirrt.

Der Eintritt des Jean Desmarais in Deine Dienste und Dein Streit mit Montreuil waren zwei Umstände, welche die wichtigsten Folgen hatten. Desmarais war ein Verwandter von Montreuil, mit ihm in einem Dorfe und in gleichem Stande geboren, und hatte ziemlich guten Unterricht genossen. Wegen eines Betrugs, dessen er sich in dem Hause eines französischen Edelmanns schuldig gemacht, mußte er fliehen. Montreuil, der schon lange den verschmitzten Desmarais als ein brauchbares Werkzeug für seine Zwecke kannte, und von mir erfuhr, daß Du einen französischen Kammerdiener zu haben wünschtest, ließ ihn nach England bringen, wo er sich Dir sogleich vorstellte, und als Kammerdiener angenommen ward. Damit erreichte der Jesuit zwei Absichten, die ihm sehr am Herzen lagen. Erstens hatte er seinem Verwandten und Freunde, der zu allen heimlichen Ränken eben so bereit, als geschickt war, einen einträglichen Dienst verschafft, und zweitens mußte Desmarais, der im fortwährenden Briefwechsel mit ihm stand, alle Deine Handlungen ausspähen, und ihm Nachricht davon ertheilen.

Von Desmarais erfuhr auch ich, daß du Isaura und ihren sterbenden Vater nach einer andern, bessern Wohnung gebracht hättest; dort besuchte ich sie auf's Neue, und schreckte sie durch

die fürchterlichsten Ausbrüche meines Zorns. Ich wollte zum zweiten Male Gewalt gebrauchen, allein der schwache Arm eines Mädchens trieb mich zurück. Indessen zwang ich sie doch, durch Bedrohung Deines Lebens, mir den Eid zu wiederholen, daß sie Dir nie mich als ihren Verfolger und als Deinen Mitbewerber nennen wolle. Auch warnte ich sie noch einmal, sich nicht mit Dir zu verheirathen. Darauf floh ich aus dem Hause, kehrte aber in der Nacht zurück. Da kamst Du, redetest mich drohend an und ich entfloh; Du verfolgtest mich, ich eilte unverletzt durch die betrunkenen Mohocks hin, und Deine Verwundung rettete mich. Ich erreichte glücklich meine Wohnung, allein ich schämte mich meiner Flucht so sehr, daß ich mir das Fleisch von den Knochen hätte abnagen können. Ha, rief ich, einem Weibe, das mich verschmäht, kann ich trotzen, drohen und Gewalt anthun, aber dem Manne, um dessentwillen ich verworfen ward, vermag ich nicht, Rede zu stehen. Nun stieg mir ein Gedanke der Rache auf; ich beschloß, Dich auf jede Art aus dem Wege zu räumen. Auf dem Tisch lag eine Pistole; ich ergriff sie, lief damit fort nach einer dunkeln Straße, durch welche Du nach Deiner Wohnung gehen mußtest; dort stellte ich mich in einen Winkel, um auf Dich zu lauern. Kaum hatte ich einige Minuten geharrt, als Du von zwei Männern dahergetragen wurdest. Dein Antlitz war todtenbleich; Deine Kleider trofen von Blut.

Schaudernd wandte ich mich ab, und floh den entsetzlichen Anblick. Am Morgen ging ich, alle Vorsicht vergessend, und ohne mich umzukleiden, nach Deinem Hause, um mich nach Dir zu erkundigen. Ich traf glücklicher Weise einen von Deinen Bedienten, der mich nicht kannte, und auf meine Frage mir berichtete: Deine Wunde sey nicht tödtlich; die Aerzte versicherten, Du seyest außer Gefahr. Diese Nachricht erregte mir wieder ein unangenehmes Gefühl, allein ich faßte den Entschluß, die Sünde nicht ruhen zu lassen vor meiner Thüre; ich kehrte geraden Weges nach meiner Wohnung zurück, ohne Isaura's Haus wieder zu sehen, ließ mir mein Pferd satteln, und ritt nach Devereux-Park, mit dem festen Vorsatz, aller Hoffnung auf Isaura's Besitz und allen weitern Verfolgungen gänzlich zu entsagen. Ich schrieb Dir, gleich nach meiner Ankunft in Devereux-Park, einen recht langen Brief, voll der herzlichsten Liebe; allein schon zwei Tage nachher waren alle meine guten Entschlüsse wieder von den Wogen der Leidenschaft hinweggespült."

Gerade an jenem Abend, als ich Dir schrieb, besuchte Montreuil mich wieder heimlich auf meinem Zimmer. Der Arzt unsers Oheims hatte geäußert, daß der letztere nicht viele Monate mehr leben könne. Dieß war dem Priester von Gerald berichtet worden, und nun hatte er den festen Vorsatz gefaßt, Alles aufzubieten, daß die Güter nicht in Deine Hände kommen sollten. Die-

ser Jesuit, stolz darauf, so arm zu seyn, als die Regel seines Ordens es gebietet, hätte gerne über alle Schätze der Welt geherrscht, um sie zur Ausführung seiner Entwürfe, und zum Besten seines Ordens zu verwenden. Er hatte beschlossen, entweder Gerald oder mir das Vermögen des Oheims zuzuwenden, und die Zwietracht, welche zwischen uns herrschte, und die er auf alle Weise zu fördern suchte, kam ihm dabei herrlich zu statten. Als er sich bei mir nach dem Befinden Sir Williams erkundigte, sagte ich ihm, daß derselbe Tages vorher sein Testament gemacht, und Dich zu seinem Haupterben eingesetzt habe. Montreuil wußte, daß Geldgier, Ehrgeiz, Hang zu Kostbarkeiten, meiner Gemüthsart ganz fremd waren, und daß er bloß durch Aufregung meiner Eifersucht, durch religiöse Schreckbilder, und durch meine glühende Liebe zu Isaura auf mich wirken könne. Er suchte daher meine Leidenschaft, die in einem augenblicklichen Schlummer ruhte, auf's Neue zu wecken; erzählte mir, daß er Isaura vor einigen Tagen in London gesehen habe, und schilderte mir ihre Schönheit und die Freuden der Liebe mit den reizendsten Farben. Darauf rühmte er meinen edeln, heldenmüthigen Vorsatz, ihrem Besitz zu entsagen, und sie Dir überlassen zu wollen, obgleich er wüßte, daß Du mich nie geliebt hättest, und mich immer in meiner Abwesenheit zur Zielscheibe Deiner beißenden Spöttereien wähltest."

„Ihr Bruder,“ fuhr er fort, „besucht freilich Isaura noch dann und wann; allein dieß geschieht bloß zum Schein, um nicht mit ihr auf eine empörende Weise zu brechen. Kann Ihr Oheim bewogen werden, Ihnen oder Gerald sein Vermögen zu hinterlassen, und Morton nur ein mäßiges Legat auszusetzen, so wird dieser prachtliebende, ehrgeizige und vergnügungssüchtige Mensch von selbst darauf Verzicht thun, sich mit einer armen, unbekannten Fremden zu verbinden, da eine solche Heirath ihm in seinen hochfliegenden Entwürfen hinderlich seyn würde. Können wir also durch irgend ein Mittel bewirken, daß das Vermögen Ihres Oheims auf Sie oder Ihren Bruder Gerald vererbt wird, so werden Mortons Verdienste in Isaura's Augen sogleich unbedeutend; denn nicht um seiner Persönlichkeit, sondern bloß um seiner Hoffnung auf eine ungeheure Erbschaft willen gibt sie ihm den Vorzug vor Ihnen.“

Dein Kammerdiener Jean Desmarais besaß die lobenswürdige Fertigkeit, alle fremden Handschriften auf das Täuschendste nachzuahmen. Montreuil beschied ihn in die Nähe von Devereux-Park, und der Notar Oswald, gleichfalls ein Freund und Vertrauter des Priesters, lieferte demselben das bei ihm niedergelegte Testament unsers Oheims aus, um diejenigen Stellen desselben — welche Sir William eigenhändig geschrieben hatte, durch Desmarais abschreiben und nach Montreuils Sinn

ändern zu lassen. So ward das falsche Testament gleich nach dem Tode des Oheims von Desmarais, Oswald und Montreuil geschmiedet. „Was ich gethan habe," erwiederte der Priester, „ist gerecht vor den Augen Gottes. Ich lebe nur für den einzigen Zweck der Vergrößerung des heiligen Ordens, dessen Mitglied ich bin. Ich habe einem Feinde Gottes die Waffen entrissen, und sie einem Verbündeten übergeben. Dir, mein lieber Alberich, wollte ich die Erbschaft nicht zuwenden, weil ich Dein allzu zartes Gewissen kenne, und Dir dadurch keine Unruhe machen wollte. Ich begehre nichts weiter von Dir, als Verschwiegenheit. Wenn Du mehr bedarfst, als das Vermächtniß, dann hast Du eben so viel Rechte, wie ich, auf das ganze Vermögen, welches Gerald nur so lange besitzen kann, als wir es ihm erlauben. Indessen ist ja Isaura Dir mehr werth, als alle Schätze der Welt, und sie muß die Deinige werden."

Freilich ward ich durch Montreuils Vorspiegelungen nicht gänzlich geblendet; allein die Hoffnung, durch ihn zum Besitz des so glühend geliebten Mädchens zu gelangen, bewog mich, in alle seine Entwürfe zu willigen, oder doch wenigstens in Hinsicht ihrer Ausführung zu — schweigen. Bald nachher ließ ich mich von ihm sogar verleiten, Dir einen Brief zu schreiben, worin ich Dir mehrere, von ihm erdichtete Ursachen angab, die den Oheim zur Aenderung seines Testaments be-

stimmt haben könnten. Auch mußte ich in diesem Briefe, auf Montreuils Verlangen, Dir melden, daß Gerald weder an jener Veränderung des Testaments, noch an irgend einem Betruge den mindesten Antheil genommen habe.

Dieß Letztere war Pflicht gegen Gerald, der damals, und so weit mir bekannt ist, auch jetzt noch glaubt, daß der Oheim wegen Deiner Liebe zu Isaura, eine Aenderung seines letzten Willens vorgenommen habe.

Montreuil verließ mich nun nicht mehr, sondern suchte auf alle mögliche Weise meine Leidenschaft für Isaura zu nähren. Endlich reisten wir mit einander nach London ab. Allein dort konnten wir weder Isaura noch ihre Wohnung erforschen, und wahrscheinlich sorgte Morton selbst dafür, daß wir oder wenigstens ich sie nicht auffinden konnte. „Nun, lieber Alberich," sprach er eines Tages zu mir, „nun hab' ich Isaura's Wohnung entdeckt! Morgen sollst du sie sehen! Aber sey ruhig! Sey gefaßt!" setzte er mit trauriger, bedeutungsvoller Miene hinzu. Am andern Morgen forderte ich ihn auf, sein Versprechen zu erfüllen; allein er ward todtenbleich, starrte mich traurig an und erwiederte: „Heute nicht, lieber Alberich, ein anderes Mal. Sie ist verreist und kehrt erst spät in der Nacht zurück!"

Abends kam Desmarais voll Angst und Schrecken zu uns. „Der Schurke, der Oswald," rief er, „hat Alles verrathen! Er flüsterte mir allein

zu: Jean, ich habe deinem Herrn das schriftliche Bekenntniß meines Bruders, und das ächte Testament übergeben; allein er hat mir versprechen müssen, das Paket nicht eher zu öffnen, als am siebenten Tage. Dieß hab' ich mir deiner und Montreuils Sicherheit wegen, ausbedungen. Jetzt fliehet, ehe die Frist abläuft, und du gib auch Montreuil Nachricht. So sprach der Schurke, der Oswald zu mir!" setzte Desmarais hinzu; „allein ich weiß, wo der Graf die Urkunden hingelegt hat." Hierauf zog er Montreuil bei Seite, und flüsterte mit ihm. Endlich entdeckte mir der Jesuit, daß heute die öffentliche Feier Eures Hochzeitfestes gehalten werde.

Was ich fühlte, vermag ich nicht zu schildern! Es war Zorn, es war Wuth, aber mit der Freude, mit dem Entzücken der blutgierigsten Rachsucht gemischt. „Sie sollen sterben!" sprach ich. „Ich hab' es Isaura geschworen, daß ihre Brautnacht die Nacht ihres Todes seyn soll, und meinen Schwur will ich halten."

Montreuil umarmte mich, und suchte mich zu trösten. Er sagte mir, Du hättest Deine Verheirathung so geheim gehalten, daß er sowohl, als Desmarais sie erst am Abend vorher erfahren hätten, und zwar gleich darauf, als er mir so eben das Versprechen gegeben hatte, mit mir Isaura zu besuchen.

Jetzt stellte ich mich, als gäbe ich weiter so wenig auf Montreuil, wie auf Desmarais Acht.

Der letztere entfernte sich zuerst, und darauf schlich auch Montreuil, wie er glaubte, von mir unbemerkt, aus dem Hause. Er hatte sich verlarvt und in einen schwarzen Mantel gehüllt. Als er fort war, eilte ich in einen Kaufmannsladen und kaufte mir eine Maske und einen Mantel, die denen des Priesters glichen. Nach Montreuils und Desmarais Verabredung sollte die Hausthür bloß angelehnt bleiben. Als ich bei dem Hause ankam, ging der Priester eben hinein. Ich zögerte ungefähr eine Minute, darauf öffnete ich die Thür, und stieg, ohne Jemandem zu begegnen, die Treppe hinauf. Die Strahlen des Mondes umflossen mich; es schienen mir Geister in Todtenkleidern zu seyn, die mit erstorbenen Augen mich anstarrten. Ich fand Dein Schlafzimmer; wie, das weiß ich nicht! Da stand ich, vor Eurem Brautbette! Ihr lagt in sanftem Schlummer, und ich starrte voll Wuth und Nachgier in Isaura's schönes Antlitz! O, großer Gott, nichts, nichts erinnere ich mich weiter von dieser gräßlichen Nacht, als daß ich, Isaura's Mörder, von ihrem Blute triefend, aus Deinem Hause entfloh!

Darauf hatte ich einen langen, schweren Traum; ich schwamm in einem Meere von Blut. Alles was ich sahe, nahm diese Farbe an; Alles, was ich hörte, waren dumpfe, mich schreckende, mich anklagende Sterbetöne. Als ich endlich aus diesem fürchterlichen Traume erwachte, befand ich mich in einem italienischen Kloster, wohin mich

Montreuil gebracht hatte. Nach meiner Genesung besuchte er mich einmal; er schauderte vor meiner Gestalt zurück. Ich mußte ihm versprechen, in Italien zu bleiben, nie nach England zurück zu kehren, und niemals Morton Devereux wieder zu sehen. Auch mußte ich einwilligen, in England meinen Tod verkünden zu lassen; „denn," sprach er, „so lange man noch glaubt, daß Sie leben, wird man Sie mit Nachforschungen, mit Verhören und Untersuchungen quälen, bis man Sie endlich Ihres Verbrechens überführen wird."

Ich versprach ihm, was er verlangte, und hielt mein Wort; allein nie hab' ich ihm gelobt, Dir die schreckliche, grauenvolle Geschichte nicht schriftlich aufzuklären, und das thue ich jetzt. Ein Engländer, der in dieser Gegend sich aufhält, hat mir versprochen, er wollte Dir diesen, meinen letzten Brief zustellen. Seine Stimme klang mir der Deinigen ähnlich, und dieß hat mich mit Vertrauen zu ihm erfüllt. Ach, nun hab' ich Dir Alles gesagt unter den schmerzhaften Zuckungen des Todes, unter den furchtbaren Schrecknissen der Hölle hab' ich Alles bekannt. Meine letzte irdische Arbeit ist vollbracht. Um Verzeihung will ich nicht flehen; sie kann mir weder von Menschen, noch von Gott, weder in diesem, noch in jenem Leben zu Theil werden. Und nun will ich mich niederlegen und sterben! Möchte ich doch sterben auf ewig!

Alberich Devereux."

57.

Morton's Händen entsank das Papier, welches diese schauderhaften Selbstgeständnisse enthielt. „Also dieser Mensch," sprach er, „den ich von jeher so innig geliebt habe, dieser Mensch war es, der mir die Erde in eine immerwährende Wüste umwandelte. Er war der mir unbekannte Gegenstand meiner täglichen Verwünschungen, meiner jahrelangen, unbefriedigten Rachgier!" Aber kein Zorn, auch nicht das leiseste Gefühl von Rachsucht regte sich jetzt in Morton's Brust. Er trat sogleich an das Sterbelager seines Bruders. Dieser wachte, war ruhig und schien heiter, wie die Heiterkeit einer erschöpften Natur. Morton kniete schweigend neben ihm nieder, und nahm die Hand, welche Isaura's Herz durchbohrt hatte, in die seinige.

„Alberich," sprach er, „sieh mich an; ich bin Morton, dein Bruder; ich verzeihe dir! Welcher Mensch sollte sich weigern ein Verbrechen, das schon auf Erden so schrecklich bestraft wurde, zu verzeihen? Sieh mich an, Alberich! Warum redest du nicht, mein Bruder? Nur um ein einziges Wort bitte ich dich!"

Alberich traf mit einem kurzen, angstvollen Blick Morton's Augen; er knirschte mit den Zähnen, die letzten, schwachen Jammerlaute des Todes ließen sich vernehmen, und der Unglückliche hatte geendet.

„Gütiger Gott, ich danke dir," rief Morton,

„daß meine Lippen nicht Zorn und Rachgier, daß sie Worte des Friedens, der Liebe und der Verzeihung aussprachen!“

58.

Nachdem Alberich's Leiche mit allen den erschütternden Feierlichkeiten der katholischen Kirche beerdigt, für Seelenmessen noch große Opfer gespendet, dem Kloster reiche Geschenke an Geld und — köstlichem Wein gemacht, und auch den Armen beträchtliche Almosen hinterlassen waren, nahm Morton von seinem Freunde, dem Abt Anselmo, Abschied, um wieder in sein Vaterland heimzukehren.

Alberich's letztes, schriftliches Bekenntniß, in dessen Wahrheit er keinen Zweifel setzen durfte, hatte ihn überzeugt, daß, ohne Montreuil's verderblichen Einfluß, sein Bruder nie ein so entsetzliches Verbrechen würde begangen haben; daß der Jesuit der Urheber der Testamentsverfälschung sey, und daß Gerald weder Antheil daran genommen, noch Kenntniß davon gehabt hatte. Mit dem unerschütterlichen Vorsatz, sich gegen die tief überdachte, heimtückische Bosheit eines verworfenen, selbstsüchtigen Bösewichts, Gerechtigkeit zu verschaffen, reiste er über die Alpen nach Frankreich, und schiffte sich in Calais nach Dover ein. Morton war weit entfernt, das Vermögen, welches sich in Geralds Besitze befand, für sich zurückzufordern; er hatte ja selbst der Reichthümer genug. Er wollte bloß Rache wegen Isaura's Tod, Be-

strafung des Jesuiten suchen. Bloß um seinen kalten, herzlosen Ehrgeiz und die Zwecke seines Ordens zu befriedigen, hatte dieser Elende die Ruhe und den Frieden, die Ehre und die Sittlichkeit einer ganzen Familie untergraben und vergiftet. „Aber,“ rief Morton, mit männlichem Ernste, „es soll dir vergolten werden!“

Als der Graf Morton Devereux in England ankam, besuchte er seine Mutter, welche noch immer in klösterlicher Einsamkeit lebte. Er fand sie todt für diese Welt, todt für ihre eigenen Kinder; sie lebte nur noch für ihre mechanischen, frömmelnden Andachtsübungen und für eine Masse verwirrter, religiöser Ideen, die Montreuil zuerst bei ihr entwickelt und ausgebildet hatte.

59.

Als Morton in der Hauptstadt ankam, fuhr er sogleich vor Geralds prachtvollen Pallast, vernahm aber zu seinem Bedauern, daß sein Bruder zu einem Freunde gereist sey, dessen Landsitz nicht weit von Devereux-Park lag. Statt dessen traf er auf seinen Freund Lord Bolingbroke, der aus seiner Verbannung nach England zurückgekehrt war, und erfuhr von diesem, daß Montreuil zwar wegen seiner aufrührischen Umtriebe zum Tode verurtheilt worden sey; daß aber Geralds Geld und Familienverbindungen ihm die stillschweigende Erlaubniß verschafft hätten, in England ungestört und im Stillen leben zu dürfen. „Einige Jahre,“

setzte Bolingbroke hinzu, „hat er wirklich in strenger Eingezogenheit verlebt, allein vor Kurzem erfuhr ich, daß die Regierung auf's Neue mehrere Verschwörungen zum Besten der Stuarts entdeckt hat, in welche Montreuil verwickelt ist, und wahrscheinlich wird er in wenigen Tagen verhaftet werden. Er hielt sich in der Nähe von Devereux-Park auf, und vermuthlich weilt er noch dort."

Als Morton dieß vernahm, beschloß er, eiligst seine Schritte dorthin zu wenden; denn er fürchtete, daß Montreuil, so bald er von der Gefahr, die ihm bevorstand, Nachricht erhielt, sich einen Zufluchtsort suchen, und dadurch seiner Rache entgehen möchte.

60.

Kaum hatte der Graf eine Meile zurück gelegt, als sein Wagen zerbrach. Da die Ausbesserung mehrere Stunden erforderte, und Morton keinen Augenblick Zeit verlieren wollte, so miethete er bei einem Gastwirth ein Reitpferd, und setzte ohne Begleitung seinen Weg fort.

Es ward Abend und dunkel, als er in geringer Entfernung auf der Landstraße einen andern Reiter gewahrte, dessen Gesichtszüge er aber wegen der Dämmerung nicht erkennen konnte. Die Gegend war von Alters her als ein Schlupfwinkel von Räubern bekannt, und Devereux, der nicht an der Möglichkeit zweifelte, in seinem zufälligen Begleiter einen ihrer Genossen zu sehen, zog lang-

sam eine Pistole aus den Halftern, untersuchte den Hahn, und steckte sie wieder ein.

„Um Gotteswillen, mein Herr," sprach der vermeintliche Räuber, der den Grafen für dasselbe hielt, „ich sehe, Sie haben geladene Pistolen und ich sehr schwache Nerven; vielleicht sind Sie ein hitziger, aufbrausender Mann, ich versichere Sie aber, daß ich, Gott verdamm' mich, keinen Schilling in der Tasche habe!"

Morton lächelte. „Es handelt sich hier nicht um Schillinge," erwiederte er, „aber Ihre Stimme scheint mir bekannt; wir müssen einander schon irgendwo gesehen haben!"

„Das haben wir, Herr Graf," versetzte der Andere beruhigt. „Ich heiße Marie Oswald, und Sie sind, wenn mich nicht Alles trügt, der Graf Morton Devereux. Schon seit zwei Tagen habe ich mir die Ehre gewünscht, mit Ihnen sprechen zu können, und nun bin ich endlich so glücklich, durch Zufall Sie anzutreffen."

„Wahrhaftig," antwortete Devereux, „eine Unterredung mit Ihnen kann uns Beiden vielleicht viele Unannehmlichkeiten ersparen. Sie können mir einen wesentlichen Dienst leisten, und dann werden Sie mich bereitwilliger und mehr als jemals im Stande finden, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Graf," sagte Oswald in sehr ehrfurchtsvollem Ton; „wenn ich bitten darf, so reiten wir nach einem Gasthofe in

der nahen Stadt, wo ich Ihre Befehle empfangen werde.“

Sie trieben jetzt ihre Pferde rasch an. „Aber,“ fragte Morton, „warum wünschen Sie jetzt so sehr, mich zu sprechen, mich, dem Sie einst so grausam entliefen, und dem Sie damals so nützlich hätten seyn können?“

„Verzeihen Sie, Herr Graf! Ich bin Ihnen nicht entlaufen; man zwang mich zur Flucht! Auf der einen Seite ward ich bedroht, eines Mordes, dessen ich nicht schuldig war, angeklagt, und mit dem Tode bestraft zu werden; auf der andern bot man mir Geld, Sicherheit und Unterhalt, wenn ich nach Italien gehen, und dort als Laienbruder des Jesuitenordens leben wollte. Sie waren krank, und Ihre Genesung sehr zweifelhaft. Vor der drohenden Gefahr konnten Sie mich nicht schützen; Ihr Zustand selbst ließ erwarten, daß Sie meiner Dienste nie weiter bedürfen würden. Die Pflicht der Selbsterhaltung forderte mich auf, zu entfliehen, zumal da ich nach allen menschlichen Ansichten Ihnen nicht nützen konnte. Seit einigen Wochen bin ich wieder in England, und erfuhr in London, daß Sie dort angekommen wären. Ich begab mich sogleich nach Ihrem Gasthofe, allein Sie waren schon wieder abgereist. Meine Ahnungen täuschten mich nicht, daß ich Sie auf diesem Wege finden würde; und nun, da ich Sie einholte, hielten Sie mich gar für einen Straßen-

räuber, und wollten mich todtschießen; lieber Gott, mich ehrlichen Mann!"

„Entschuldigen Sie meinen Irrthum! Im Dunkeln kann man wohl einen ehrlichen Mann für einen Spitzbuben ansehen, besonders auf einer solchen Straße, wie diese hier! Also Montreuil brachte Sie durch Verheissungen und Drohungen dahin, England zu verlassen und nach Italien zu gehen! Hat er Sie vielleicht wieder hierher zurückgerufen?"

„Nein! Die Obern seines Ordens ertheilten mir Aufträge an ihn und an Andere. In der Stadt werde ich Ihnen Alles ausführlicher berichten, in so fern Ihnen daran gelegen seyn kann!"

61.

Unsere Reisenden hatten die Stadt erreicht; Graf Devereux forderte für sie beide ein Zimmer, und versorgte den hungrigen und durstigen Reisegefährten hinlänglich mit Speise und Trank.

Morton erfuhr nun, daß Desmarais Oswalden, nach dessen Flucht aus England, von Allem Nachricht ertheilt hatte, was in Geralds Hause geschehen war. Von Sir Williams Tode bis zu Mortons Abreise nach Frankreich, hatte Gerald von der Testamentsverfälschung durchaus nichts gewußt, sondern wirklich geglaubt, daß der Oheim seinen Bruder Morton wegen dessen Liebe zu Isaura enterbt habe. Daher war Gerald durch Mortons stürmisches Betragen und den ihm ungerecht scheinenden Proceß desselben zwar erbittert, aber keines-

weges gegen die Richtigkeit des untergeschobenen Testaments argwöhnisch geworden. Vom Tode des Oheims bis zu Mortons Entfernung aus England, hatte Gerald fortwährend auf dem Lande, sich einer ziemlich verschwenderischen Gastfreiheit, und besonders ländlichen Lustbarkeiten überlassen, die er vorzüglich liebte. Nebenher hatte er sich aber auch tief in Montreuils politische Entwürfe verwickelt; indessen benutzte der Jesuit ihn eigentlich bloß als Anleiher der großen Summen, die er zur Ausführung seiner Plane bedurfte.

Den schrecklichen Tod Isaura's und die Geschichte von den Urkunden, welche Morton von Marie Oswald erhalten hatte, legte Montreuil Geralden auf dieselbe Weise aus, wie die meisten Menschen sie sich erklärten. Er schob den ganzen Verdacht auf Oswald. Dieser sollte nämlich, wie Montreuil behauptete, und überall zu verbreiten suchte, ein verworfener Mensch seyn, und Mortons Leichtgläubigkeit in Betreff der Testamentsverfälschung benutzt haben, um das Innere des Hauses kennen zu lernen, sich am Abend hinein zu schleichen, und die kostbarsten Gegenstände zu stehlen. Der Graf Morton sollte, wie Montreuil vorgab, darüber erwacht seyn, sich mit Oswald und seinen Diebsgesellen in einen Kampf eingelassen haben, welcher Isaura's Tod, Mortons Verwundung und dessen nachherigen Wahnsinn zur Folge gehabt hätte. Dieß Alles schien durch Oswalds plötzliches Verschwinden bestätiget zu werden, und Gerald, so

wie viele Andere, hielten sich von der Richtigkeit dieser Darstellung des schrecklichen Vorganges vollkommen überzeugt. Als im Jahr 1715 die bekannte Verschwörung zum Besten der Stuarts sich ereignete, stand Gerald, der tief in Montreuils Plan hinein gezogen war, schon im Begriff, sich den Empörern anzuschließen, allein die Regierung hatte seine geheimen Umtriebe erfahren, und ließ ihn verhaften; indessen konnte oder wollte man nichts Strafbares gegen ihn beweisen, weil es die Regierung vielleicht selbst rathsam fand, einen jungen, reichen Mann zu schonen, der das Haupt einer mächtigen Familie, und mit den vornehmsten Häusern des englischen Adels nahe verwandt war. Er ward daher, gleich Andern, die sich in ähnlichen Verhältnissen befanden, freigesprochen, und seiner Haft entlassen.

Ehe diese Empörung zum völligen Ausbruch kam, hatte Montreuil, der nach Schottland reisen wollte, seinem verbündeten Jean Desmarais, wieder bei Gerald ein Unterkommen als Kammerdiener verschafft. Bald nach der fehlgeschlagenen Empörung brannte Devereux-Park ab, und der Jesuit, der verkleidet nach England zurück kam, rieth Geralden, nach London zu ziehen, und allen Lustbarkeiten des Hofes beizuwohnen, um dadurch jeden Verdacht der Regierung von sich abzuwälzen. Gerald liebte freilich die Vergnügungen des Landlebens, und besonders die Jagd; allein er liebte auch die Veränderung, und hatte wenig Neigung,

das ungeheure Schloß wieder aufzubauen. Von den großen Summen, die er hierauf hätte verwenden müssen, gab er jetzt, obgleich sehr ungern die Hälfte dem Priester, und erklärte zugleich, dieß würde das Letzte seyn; er wollte sich nicht weiter mit Gefahr seines Vermögens und seines Lebens in politische Entwürfe einlassen.

Gerald war in London sehr bald das, was der Jesuit aus ihm zu machen wünschte. Er lebte stets im Taumel lärmender und kostspieliger Lustbarkeiten, und hätte jetzt für keinen Preis die ländliche Stille mit den rauschenden und glänzenden Vergnügungen der Hauptstadt vertauscht. Nur dann und wann besuchte er noch seine Güter, wenn er sich vom Uebermaß des Genusses ermattet fühlte, um zu neuen Freuden neue Kräfte zu gewinnen. Gerade um diese Zeit kehrte Montreuil nach England zurück. Sein großer, in Verbindung mit Alberoni entworfener Plan scheiterte; er war aus Spanien und Frankreich verbannt; Italien war ihm verschlossen, und nun suchte er ein Asyl in England, bis er sich die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris würde ausgewirkt haben. Um aber in England eine sichere Zuflucht zu finden, bedurfte er einflußreicher Verwendungen, und, um sich in Frankreich Begnadigung zu verschaffen, Geld. Beides verlangte er jetzt von Gerald Devereux, der verdrüßlich sein Gesuch abschlug; es entstand ein Wortwechsel zwischen ihnen, und Montreuil bewies ihm jetzt, wie wenig Recht er

auf den Besitz der Güter habe, und wie leicht es seyn würde, ihm das ganze Vermögen zu entreissen.

Der Priester hatte sehr richtig gerechnet! Gerald fühlte, daß das Leben für ihn gar keinen Werth mehr haben würde, wenn er den kostbaren Vergnügungen entsagen sollte; es war ihm klar, daß ein einziges Wort von Montreuil oder Desmarais ihn, den reichen, prachtliebenden, geehrten, beneideten Herrn plötzlich nicht allein in einen Mann von sehr geringem Vermögen, sondern sogar in einen Bettler, in einen Gegenstand des Spottes oder des verächtlichsten Mitleids verwandeln könnte, da dasjenige, was er mit Recht das Seinige nennen durfte, bei weitem nicht zureichte, um seine Schulden zu decken. So lange Gerald noch zu Devereux-Park lebte, würde es höchst gefährlich gewesen seyn, ihm eine solche Entdeckung zu machen. Jetzt war es ein Anderes! Fast ununterbrochener, dreijähriger Genuß aller Freuden und Annehmlichkeiten, welche großer Reichthum gewähren kann, so wie das stete Leben unter Menschen, in deren Augen Reichthum das höchste Verdienst gibt, und die den Werth Anderer bloß nach ihrem Vermögen berechnen, hatten sein Gewissen weniger bedenklich gemacht. Kein Wunder, daß Montreuil von jetzt an jede Summe, die er verlangte, empfing, und daß Gerald ihm auch durch seinen Einfluß die stillschweigende Erlaubniß auswirkte, in England unter einem

andern angenommenen Namen und in strenger Eingezogenheit bleiben zu dürfen. Der Jesuit schien von dieser Zeit an zwar ganz allein damit beschäftigt, sich in Frankreich Verzeihung auszuwirken; aber heimlich nahm er, nach wie vor, Antheil an hochverrätherischen Verbindungen.

62.

„Lauert Montreuil noch immer in der Nähe von Devereux-Park?" fragte Graf Morton seinen Begleiter.

Dieser blickte ihn überrascht an. „Wissen Sie das auch, Herr Graf? „Ja, ja, er lebt noch in jener Gegend, ruhig und ganz im Stillen, bald findet er in den Pflanzungen, die das abgebrannte Schloß umgeben, bald in den Felsenhöhlen an der Meeresküste, bald auf der kleinen Insel, dem Schlosse gegenüber, einen Zufluchtsort. Die Gegend liegt sehr bequem zum steten Briefwechsel mit Frankreich, und eignet sich deßhalb besonders für seine Zwecke."

Morton setzte freilich kein großes Vertrauen in einen Menschen, den er bereits als höchst erkäuflich und furchtsam kannte; indessen machte er ihr doch mit seinem Vorsatze, den Priester zur ernsten Rechenschaft zu ziehen, bekannt, und wunderte sich, daß Oswald mit Freuden sich bereit erklärte, hierzu behülflich zu seyn. Morton schlug ihm daher vor, ihn sogleich nach dem Landsitze zu begleiten, auf welchem sich Gerald zum Besuche

befand. Oswald willigte augenblicklich ein, unter der leichten Bedingung, daß Morton ihm noch eine Flasche Wein geben sollte, zum Trost für die nächtliche Reise. Dieß ward sehr gern zugestanden; der Graf ließ eine Postkutsche bestellen, und schon nach zwei Stunden befanden sich unsere Reisenden auf dem Wege, um Geralden aufzusuchen.

Erst am folgenden Tage gegen Mittag kamen sie auf dem Landsitze des Lords * * * an, vernahmen aber, daß Gerald bereits gestern nach Devereux-Park abgereist sey.

Endlich in der Abenddämmerung hatten sie Devereux-Park erreicht; auf einem steinigen Pfade zogen die ermüdeten Pferde die schwere Postkutsche vorwärts. Morton blickte aus der Kutsche; dort sah er noch den nämlichen Hügel, auf dem er und Alberich sich oft gelagert hatten. Ein vereinzeltes Reh ruhte jetzt an jenem Platze; als der Wagen sich näherte, erhob es sich, und Morton sah, daß es schwer verwundet war, vielleicht im Kampfe mit seinem eigenen Geschlecht; es konnte sich kaum von der Stelle bewegen. Er wandte sein Auge ab, denn dieser Anblick machte Vorstellungen in ihm rege, weckte Erinnerungen der Vergessenheit in ihm auf, die er so gern aus seiner Seele hätte verbannen mögen. Von dem prachtvollen Schlosse, dem ehemaligen Schauplatze der Gastfreundschaft und Fröhlichkeit, war nichts mehr vorhanden, als Schutt und ein alter

Thurm, den er einst den seinigen zu nennen pflegte.

Jetzt rollte der Wagen rascher dem Thurme zu, und nach wenigen Minuten standen zwei Brüder, die seit vielen Jahren sich wechselseitig auf das Bitterste gehaßt hatten, freundlich neben einander in einem Zimmer. Anfangs trat Gerald seinem Bruder Morton stolz und finster entgegen; er hatte Vorwürfe und eine Aufforderung zur Herausgabe des Vermögens erwartet. Als aber Morton ihn um seine Liebe bat, und ihm gestand, wie tief es ihn bekümmerte, ihm durch grundlosen Verdacht so lange Unrecht und so wehe gethan zu haben, da erweichte sich Geralds Herz, und für die Zukunft einander Treue und Liebe gelobend, umarmten sich die beiden Versöhnten.

63.

Morton schilderte seinem Bruder in raschen und starken Zügen Alberichs unglückliches Schicksal, welches durch Montreuils schrecklichen Einfluß nach und nach herbeigeführt ward. Gerald ward beinahe eben so sehr gegen Montreuil erbittert, wie Morton, und stimmte sogleich mit diesem ein, den scheinheiligen Bösewicht zur Rechenschaft zu ziehen; allein in Geralds Ton drückte sich doch eine Aengstlichkeit aus, deren Grund nicht zu verkennen war. Wurde nämlich Montreuil wegen seines Betrugs gerichtlich angeklagt, so war zu vermuthen, daß Geralds spätere Kennt-

niß dieser Fälschung gleichfalls zur Sprache kam.

„Es ist durchaus nicht nöthig," sagte Morton, „daß unsere persönlichen, jammervollen und traurigen Ereignisse der Untersuchung eines Gerichtshofes unterworfen werden. Durch Oswalds Zeugniß kann ich hinlänglich beweisen, daß dem Lord Bolingbroke nichts, als die Wahrheit gesagt worden ist, und daß Montreuil immer, sogar noch in den letzten vier Wochen, mit hochverrätherischen Entwürfen zu thun hatte, von deren Wahrheit Beweise genug beigebracht werden können, um seine Hinrichtung durch Henkers Hand zu sichern. Auf diesen Grund uns stützend, müssen wir in der nächsten Stadt ihn anklagen, und schleunig eine Vollmacht zu seiner augenblicklichen Verhaftung auswirken.

„Ich weiß," sagte Morton, „daß Montreuil entweder in der Nähe dieser Trümmer, oder auf der Insel gegenüber sich versteckt hält. Wo mag jetzt sein Schlupfwinkel seyn? Hier oder dort?"

„Das weiß ich nicht, Bruder," antwortete Gerald; „allein ich vermuthe, daß er uns sehr nahe ist, denn vor drei Tagen, als ich bei Lord * * * war, empfing ich von ihm einen Brief, worin er mir meldete, daß er seine Begnadigung von Frankreich erhalten habe, und mich dringend bat, noch vor seiner Abreise hier mit ihm zusammenzutreffen."

„Aber dann ist zu befürchten," versetzte Mor-

ton, „daß der listige, verschlagene Priester meine Ankunft bald erfahren, und auf seine Zusammenkunft mit dir verzichten wird, so bald er ahnet, daß wir uns versöhnt haben. Darum will ich augenblicklich nach der Stadt eilen, und den Verhaftsbefehl nebst richterlicher Hilfe herbeiholen. Unterdessen bleibst du hier, und wirst ihn, wenn er zu dir kommen sollte, aufhalten, bis ich zurückkomme! Aber wo ist sein Spion Desmarais?"

„Der ist mein einziger Bedienter, den ich ausser der alten Pförtnerin unter diesen alten Trümmern bei mir haben kann. Mein ganzes übriges Gefolge ist bei Lord * * *. Desmarais ist vor zwei Stunden ausgegangen."

„Gewiß, um den Pfaffen zu besuchen!" rief Morton. „Da laß uns warten, bis er zurückkömmt; er muß uns sagen, wo Montreuil sich versteckt hält."

Plötzlich ließ sich ein Lärm vernehmen, Morton erkannte gleich die schmelzenden Töne des heuchlerischen Kammerdieners, der sich in liebreiche Vorstellungen und Bitten gegen den laut triumphirenden Laienbruder Marie Oswald ergoß. Morton eilte heraus und erfuhr, daß Oswald, den er in der Postkutsche zurückgelassen hatte, Desmarais, der sich eben flüchtig machen wollte, mit Hilfe des Fuhrmanns, zurückgehalten habe.

Als Desmarais seinen ehemaligen Herrn sieht,

verneigte er sich ehrerbietig, und sträubte sich nicht weiter gegen Oswald und den Fuhrmann. Auf seinem Antlitz zeigte sich keine Spur von Furcht oder Schrecken, sondern der feste Entschluß, die Gefahr nicht heraus zu fordern, aber ihr nöthigenfalls ruhig entgegen zu treten.

Voll Zorn, voll Wuth und Verachtung hingegen, und mit dem Wunsch, ihn auf der Stelle vernichten zu können, starrte Morton ihn an:

„Nun habe ich dich, Verworfener!“ rief er endlich aus. „Zuerst kömmt das schändliche Werkzeug, das ich jetzt zerstören muß, ehe ich die leitende Hand abhaue!“

Desmarais verneigte sich bis zur Erde: „Mein gnädiger Herr und Gebieter,“ sprach er, „geruhen gnädigst zu bemerken, daß das Werkzeug nur eine Feile ist, und daß es eben so wenig ehrenvoll, als nützlich seyn würde, es zu zerstören!“

„Das wird sich zeigen!“ rief Morton mit donnernder Stimme, zog seinen Degen und setzte ihm drohend die Spitze an die Kehle. Desmarais Augen schloßen sich; sein Blut schien zu erstarren; seine Wangen wurden todtenbleich, aber er zuckte nicht.

„Mein gnädiger Herr Graf,“ sprach er mit lächelnder Miene und zitternder Stimme, „wenn Sie huldvollst geruhen wollen, Ihren alten, armen, treuen Diener umzubringen, so stoßen Sie zu. Der Weise muß der Fügung des Schicksals nicht widerstreben. Bitten und Gebete sind unnütz!“

„Folge mir, Jean Desmarais!" gebot Morton; nachdem er Oswalden noch zugeflüstert hatte, Acht zu geben, ob nicht Montreuil sich würde blicken lassen.

Gefaßt, aber mit trübseligem Blick folgte Desmarais dem Grafen, welcher die Thurmtreppe hinauf zu Geralds Zimmer stieg.

„Deine Tage sind gezählt," sprach Morton, „du mußt sterben und zwar durch die Hand des Henkers, nicht durch die meinige! Ich weiß Alles, nicht bloß deine Verfälschung des Testaments, auch daß du zu Mord und Raub Vorschub und Hilfe geleistet hast! Mein Bruder, dein gegenwärtiger Herr, verabscheuet dich und deinen Spießgesellen Montreuil nicht weniger, als ich, und wird dich den Gerichten überliefern. Indessen gibt es noch ein Mittel für dich, wodurch du uns zwar nicht versöhnen, aber doch dein elendes Daseyn retten kannst. Gibst du uns genau den Schlupfwinkel Montreuils an, dann soll dir erlaubt seyn, England zu verlassen, um es nie wieder zu betreten."

„Ach der!" rief Desmarais; „nein, nein, zwanzig Jahre lang habe ich mit diesem Mann in vertrauter Freundschaft gelebt. Wir sind unter einem Stern geboren, und ihn sollte ich verrathen? Nein, Graf Devereux, stoßen Sie zu! Durch mich wird er nimmermehr verrathen!"

„Gut," versetzte Morton. „Du hast den Tod gewählt, und zwar den Tod am Galgen! Glaubst

du aber, daß Montreuil dir ein gleiches Opfer bringen würde? Wird er nicht in seinem Herzen deiner Thorheit noch lachen, daß du ihm für diesen Preis Leben und Strafloſigkeit ſichertest? Lebe wohl! Am Tage, wo du hängen wirst, seh' ich dich wieder!"

Hierauf rief Morton Oswalden, daß er den Gefangenen in Empfang nehmen sollte.

„Mein gnädiger Herr Graf," fuhr Desmarais, jetzt zu Devereux sich wendend, fort, „einem Herrn von so einnehmendem, alle Herzen gewinnenden Betragen kann ich durchaus nichts abschlagen. Es hängt ganz allein von mir ab, ob Montreuil diese Nacht in Ihre Gewalt kommen soll oder nicht; denn verrathe ich ihn nicht, so wird er in wenigen Stunden Ihnen unerreichbar seyn. Jetzt kömmt es nur darauf an, ob Sie mir schwören wollen, mir in dem Fall, daß Sie Montreuil fangen, meine Fehltritte zu verzeihen?"

„Ja," versetzte Morton, „unter der Bedingung, daß du nie wieder Englands Boden betrittst!"

„Recht gern! Es gibt ja in Frankreich bessern und wohlfeilern Wein als hier!" erwiederte Desmarais. „Und Sie, mein jetziger Gebieter, Sir Gerald Devereux, wollen auch Sie Ihrem armen, treuen Diener Desmarais, in Rücksicht der großen Beweise von Liebe, Treue und Anhänglichkeit, die er Ihnen gegeben hat, seine Irrthümer verzeihen?"

„Fort, Bösewicht!" rief Gerald, „deine Nichtswürdigkeit verpestet die Luft, die dich umgibt!"

Heuchlerisch erhob der Heuchler seinen Blick zum Himmel empor, als wollte er diesen zum Zeugen seiner Unschuld und Rechtlichkeit aufrufen; aber Morton, der des ruchlosen, widerlichen Schauspiels überdrüßig war, sprach drohend zu ihm:

„Was du verlangt hast, soll dir gewährt seyn, sobald Montreuil in unsern Händen ist, früher aber nicht. Jetzt sage, wo er ist?“

„Er will in dieser Nacht mit einem französischen Kaper England verlassen,“ erwiederte Desmarais. „Gerade um Mitternacht werden einige Matrosen des Raubschiffes mit ihm an der Küste bei der Schloßhöhle zusammentreffen, und ihn von dort in einem Boot nach der Schmuggler-Insel bringen, wo der Kaper sie erwartet. Wollen Sie ihn fangen, so müssen Sie hinreichende Mannschaft haben, denn die Matrosen sind bewaffnet.“

Hierauf übertrug Morton seinem Begleiter Oswald die Bewachung des Gefangenen. Gerald war durch die schnelle Folge der wichtigen Ereignisse verstimmt und außer Fassung gebracht. Es ließ sich daher wenig Beistand von ihm erwarten, und es stand sogar zu befürchten, daß, wenn Montreuil kommen sollte, um ihn aufzusuchen, es Geralden ganz an Festigkeit und Geistesgegenwart fehlen würde, um ihn anzuhalten. Daher that Morton seinem Bruder den Vorschlag, daß er selbst in dem Thurm bleiben, und der alten Thürhüterinn auftragen sollte, Jeden, der Geralden zu sprechen verlangte, ihm vorzuführen. Unterdes-

sen sollte Gerald mit Oswald nach der Stadt reiten, beim Gericht die Anzeige machen, und so viele bewaffnete Mannschaft herbeischaffen, als zur Ueberwältigung der Seeräuber nöthig seyn würde.

„Es hängt Alles von dir ab, lieber Bruder,“ erwiederte Gerald sanft, aber niedergeschlagen. „Alles was hier ist, gehört ja dir. Du bist der einzige Herr dieser Güter!“

„Nie, mein theuerster Bruder,“ versetzte Morton, „nie werde ich Anspruch auf diese Güter machen! Sie sollen die deinigen bleiben; allein jetzt ist es nicht Zeit, von Freundschaft zu sprechen, jetzt wollen wir eilen, um Gerechtigkeit zu suchen.“

Darauf ging Morton zu Oswalden, nahm ihm die Bewachung des Gefangenen ab, der in dem innersten Zimmer des Thurmes eingeschlossen wurde, und ertheilte ihm die nöthigen Aufträge und Anleitungen, wie er die bewaffnete Mannschaft möglichst schnell herbeischaffen sollte. Laut und sehnsuchtsvoll klopfte Mortons Herz der vergeltenden Mitternachtsstunde entgegen.

64.

Mit Gewißheit erwartete Graf Devereux, daß Montreuil zum Thurme kommen würde, um Gerald zu besuchen; aber eine Stunde verging nach der andern und Montreuil kam nicht.

Schon hatte es geraume Zeit eilf Uhr geschlagen; in weniger als einer Stunde mußte sein Feind in seiner Gewalt oder ihm entronnen seyn,

allein noch immer blieben Gerald, Oswald und die Mannschaft, welche sie mitbringen sollten, aus.

Morton konnte voraussetzen, daß die Matrosen des Seeräubers, welche Montreuil empfangen und nach dem Schiffe begleiten sollten, verstockte und verbrecherische Menschen seyen, und da sie bewaffnet kommen würden, um Montreuil abzuholen, so war auch anzunehmen, daß sie bereit seyn würden, für seine Freiheit zu kämpfen. Außerdem hielt sich Devereux versichert, daß Montreuil, für den Alles auf dem Spiele stand, sich auf das Aeusserste vertheidigen würde, ehe er sich zum Gefangenen ergäbe! Er sah nach der Uhr; es war nicht lange mehr bis Mitternacht. „Sie kommen nicht; auch Gerald kehrt nicht zurück! Sie werden wahrscheinlich im Kampfe mit einander seyn! Vielleicht komme ich noch zeitig genug, um Theil daran zu nehmen; und dann soll mir der Pfaffe nicht entgehen!" sprach Morton bei sich selbst; verließ den Thurm, schloß die äußere Thür zu, damit Desmarais desto weniger entfliehen könnte, und eilte mit leisen, schnellen Schritten nach dem Meeresufer zu der Schloßhöhle hin. Die Nacht war still, aber ein dichter Nebel, der vom Meere aufstieg, verdunkelte sie. Morton ging mehrere Male vor der Schloßhöhle auf und nieder, allein er konnte Niemand sehen. Nun setzte er sich, voll grimmiger, rachgieriger Wuth, auf einen Stein, in einer kleinen Felsenschlucht, nahe am Eingange in die Schloßhöhle. Bald nachher nahm er eine

männliche Gestalt wahr, die mit raschen Schritten daher kam; plötzlich trat der Mond ein wenig aus den Wolken hervor, und nun sah er, daß es Montreuil war, der nur wenige Schritte weit von ihm entfernt stand. Schon wollte Morton aufspringen, und ihn durchbohren, als noch ein Anderer aus der Höhle herausschlüpfte.

„Bist du es!“ rief der Letztere leise und heimlich.

Morton war vor Staunen und Entsetzen außer sich, als er Desmarais Stimme erkannte. Wie konnte dieser, den er unter doppeltem Verschluß in dem Thurme zurückgelassen hatte, dennoch entwischen? Er glaubte, daß ihm träumte; allein es war kein Traum.

„Rette dich! Fliehe so schnell du kannst. Es ist keine Secunde zu verlieren! Der furchtbare Morton ist dir auf der Spur! Die Diener der Gerechtigkeit können jeden Augenblick eintreffen! Warte keine Minute länger. Mach, daß du fortkommst!“

„Du bist toll!“ antwortete Montreuil leise. „Die Boote kommen ja gleich. — Hab' ich doch so etwas gefürchtet, als ich vor ein Paar Stunden Gerald Devereux auf der Straße nach der Stadt begegnete. Das Gesicht seines Begleiters konnte ich nicht erkennen, weil er es abwandte und mit dem Tuch bedeckte. Darum wagte ich auch nicht, in den Thurm zu gehen. Entfliehen muß ich, aber die Boote muß ich abwarten, denn anders ist es unmöglich.“

„Dann bete, daß sie bald kommen! Sonst sterben wir am Galgen! Bete, du bist ja ein Gläubiger und ein Priester!" sagte der zitternde Kammerdiener. „Morton," fuhr er fort, „Morton und Gerald haben sich versöhnt. Als ich dir Nachricht von der Ankunft des Erstern bringen wollte, hat mich der Schurke, der Verräther Oswald ergriffen. Ich ward verhaftet, bedrohet, geängstigt. Morton wollte mich auf der Stelle ermorden, wenn ich ihm nicht anzeigte, wo du sey'st! Verfluche mich immerhin! Ich wählte dieß einzige Mittel, um mein Leben zu retten. Ich gestand ihnen, du würdest diese Nacht mit den Seeräubern entfliehen. Darauf verschloßen sie mich in dem innersten Gemach des Thurms. Endlich hörte ich, daß Alle die Treppe hinabstiegen und das Thurmthor von außen zuschloßen! Da machte ich von meinen falschen Schlüsseln den Gebrauch, und glücklich bin ich entwischt! Aber hüte dich! Laß uns von hier fortgehen. Morton verließ das Haus gewiß nur, um dich bei der Schloßhöhle zu suchen!"

Das mag er thun! Ich bin freilich ein Priester, aber ich trage nicht nur das Kleid der Kirche, sondern auch die Waffen des Laien! Hier ist noch der nämliche Degen, mit dem ich mich schon einmal von diesem Feinde hätte befreien können, wenn ich nicht seiner aus Barmherzigkeit geschont hätte!"

„So ziehe ihn jetzt, Montreuil!" rief Morton

hervortretend. Erschrocken taumelte der Pfaffe einige Schritte zurück, und in demselben Augenblick donnerte ein Kanonenschuß über die Meereswogen hin.

„Eile! Eile!" rief Desmarais, der nach einem Boote hinlief, welches so eben an der Küste sichtbar ward. „Eile! Hier ist Bonjean mit seinen Leuten, aber sie werden verfolgt!"

Montreuil wollte entfliehen, allein Morton setzte ihm den Degen auf die Brust, und er mußte dem angreifenden Feind abwehren; fechtend und vor Wuth knirschend und stampfend zog er sich, so schnell er konnte, gegen das Meer hin zurück.

„Kommt! kommt!" riefen einige Stimmen vom Boote her; „die Zollbeamten verfolgen uns! Wir können keinen Augenblick säumen!"

Montreuil eilte auf diesen Zuruf dem Orte zu, woher die Stimmen ertönten; schon aus zwei Wunden floß sein Blut, allein Mortons Rache war noch nicht befriedigt. Jetzt kam noch ein Boot, welches, gleichfalls mit Seeräubern bemannt, von einem großen Fahrzeuge verfolgt wurde. Auf dem Lande hörte man das Rufen und Schreien der gelandeten Seeräuber, und vom Meere her den ununterbrochenen Kanonendonner ihrer Verfolger.

Jetzt erschienen auch einige Wachen am Strande; das Schiff, welches die Boote verfolgte, wehr-

te diesen die Flucht nach der gegenüber liegenden Insel, und so blieb den Seeräubern keine andere Rettung, als verzweifelter Kampf, oder zerstreute Flucht und Verstecken in den Waldungen und Felsenklüften der Küste. Sie wählten das Erstere, und standen muthvoll und entschlossen theils in ihren Booten, theils neben denselben am Strande. Die Zolldiener waren an Zahl viel stärker, allein dennoch wurde der Kampf, Faust gegen Faust, voll wilder Verzweiflung, und wie es schien, mit gleichem Glück und gleichem Muth fortgesetzt. Montreuil, der noch immer von Morton verfolgt ward, zog sich fliehend in das allgemeine Gefecht zurück.

In diesem Augenblick nahm Graf Devereux seinen Bruder Gerald wahr, der sich bemühte, in seine Nähe zu kommen; allein plötzlich ward er seinen Blicken entzogen. Endlich ließ das Gefecht nach; die Seeräuber eilten sämmtlich ihren Booten zu, und hofften wahrscheinlich, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, dem Schiff, welches sie verfolgte, entgehen zu können. Da sah Morton in ihrer Mitte seinen Feind Montreuil wieder; mit drei Hieben bahnte er sich den Weg zu ihm. Schon stand Montreuil bis über das Knie in der schäumenden Fluth, und hatte bereits den Rand des Bootes ergriffen, als Morton ihn bei der Schulter zurückzog, und ihm zurief: „Noch bin ich bei dir!“

Voll Wuth suchte Montreuil sich loszureißen,

aber vergebens; das Boot stieß ab, und nun war alle Hoffnung zur Flucht und Rettung verloren. In demselben Augenblick trat der Mond wieder aus dem Gewölke hervor; Morton und Montreuil blickten einander starr in die Augen. Grausenvolle Verzweiflung und rachgieriger Grimm drückten sich in Montreuils stolzem Gesichte aus. Spöttisch und mit bitterm Hohn lächelte Morton ihn an, und nun begann ihr letzter Kampf, Fuß an Fuß, Hand an Hand! Der Mond leuchtete jetzt heller; Montreuil sammelte seine ganze Kraft, allein er hob seinen Arm in die Höhe, und gab seinen Körper unvorsichtiger Weise der Klinge seines Gegners Preis. Morton ward zwar in der Wange verwundet, allein sein Degen durchbohrte zweimal die Brust seines Feindes, der in seinem Blute gebadet, zu Boden sank.

„Hebt ihn auf!“ sagte Morton stolz und verachtungsvoll zu den Leuten, die sich hinzudrängten. Sie thaten es; Montreuil schlug die Augen noch einmal auf, und starrte seinen Vernichter an! Todesqual und Verzweiflung lagerten sich in seinen Zügen, und auf seinen vor Wuth schäumenden Lippen! Gleich darauf sank er bewußtlos in die Arme der Wachen.

65.

Auch Gerald Devereux ward unter den Todten gefunden; eine Kugel hatte ihm das Gehirn zerschmettert. Desmarais war glücklich mit den

Seeräubern entkommen, und erfüllte sein Versprechen, das er Morton gegeben hatte, niemals in England wieder etwas von sich hören zu lassen. Marie Oswald war so wenig verwundet, als getödtet worden, denn als nervenschwacher Mann hatte er es für rathsam gehalten, dem Treffen von Ferne zuzusehen.

Morton, welcher durch den Tod seines unglücklichen Bruders Erbe des großen Vermögens ward, baute den abgebrannten Wohnsitz seiner Vorfahren noch viel reicher und prachtvoller wieder auf; sein Haus war der Sammelplatz aller Derer, die sich durch Geist, Kenntnisse, Verdienste und Tugenden auszeichneten. Besonders verlebte er noch in dem Umgange mit seinen Freunden Bolingbroke, Swift, Pope manche frohe und heitere Tage. Er heirathete nicht wieder! „Wer einmal geliebt hat," sprach er, „der kann nicht zum zweiten Male lieben." Als hochbejahrter Greis warf er noch bei jeder sternenhellen Nacht sehnsuchtsvolle Blicke nach dem schönen, funkelnden Gestirn hin, welches er und Isaura zu ihrer künftigen Heimath sich auserwählt hatten.

Endlich im hohen Alter starb Morton! So wie Wohlthun im Leben seine höchste Freude gewesen war, so hatte er auch im Tode der Armen und Dürftigen gedacht. Die eine Hälfte seines ungeheuern Vermögens hatte er theils wohlthätigen Stiftungen, theils einzelnen armen Familien

bestimmt, und die andere Hälfte war von ihm in seinem letzten Willen zur Verbesserung der Schulanstalten und zur Ausführung wissenschaftlicher Zwecke bestimmt worden. Viele Thränen wurden ihm nachgeweint, denn Wittwen, Waisen und andere Hilfsbedürftige hatten in ihm ihren Versorger, ihren Freund, ihren Vater verloren.

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung

aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten,

von

E. T. A. Hoffmann.

In der Straße St. Honoree war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verse, durch die Gunst Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbste des Jahres 1680 seyn — wurde an dieses Haus hart und heftig angeschlagen, daß es im ganzen Flur laut wiederhallte. — Baptiste, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Thürsteher zugleich vorstellte, war mit Erlaubniß seiner Herrschaft, über Land gegangen zur Hochzeit seiner Schwester, und so kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hause noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiste fortgegangen, und sie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hause geblieben sey; aller Frevel von Einbruch, Diebstahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einsamkeit des Hauses unterrichtet, da draußen tobe, und eingelassen ein böses Vorhaben gegen die

Herrschaft ausführen wolle, und so blieb sie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiste verwünschend sammt seiner Schwester Hochzeit. Unterdessen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwischen: So macht doch nur auf, um Christuswillen, so macht doch nur auf! Endlich in steigender Angst ergriff die Martiniere schnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm sie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: Um Christuswillen, so macht doch nur auf! „In der That," dachte Martiniere, „so spricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht sucht bei meiner Herrschaft, die ja geneigt ist zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorsichtig seyn!" — Sie öffnete ein Fenster und rief hinab, wer denn da unten in später Nacht so an der Hausthüre tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem sie ihrer tiefen Stimme so viel Männliches zu geben sich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesstrahlen, die eben durch die finstern Wolken brachen, gewahrte sie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Gestalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, so, daß es der unten vernehmen konnte: Baptiste, Claude, Pierre, steht auf, und seht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einschlagen will! Da sprach es aber mit sanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: Ach! la

Martiniere, ich weiß es ja, daß Ihr es seyd, liebe Frau, so sehr Ihr Eure Stimme zu verstellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiste über Land gegangen ist, und Ihr mit Eurer Herrschaft allein im Hause seyd. Macht mir nur getrost auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein sprechen, noch in dieser Minute. „Wo denkt Ihr hin," erwiederte die Martiniere, „mein Fräulein wollt Ihr sprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß sie längst schläft, und daß ich sie um keinen Preis wecken werde aus dem ersten, süßesten Schlummer, dessen sie in ihren Jahren wohl bedarf." „Ich weiß," sprach der Untenstehende, „ich weiß, daß Euer Fräulein so eben das Manuscript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem sie rastlos arbeitet, bei Seite gelegt hat, und jetzt noch einige Verse aufschreibt, die sie morgen bei der Marquise de Maintenon vorzulesen gedenkt. Ich beschwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit, und öffnet mir die Thür. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menschen abhängt von diesem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein sprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterinn Zorn ewig auf Euch lasten würde, wenn sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hilfe zu erflehen, hartherzig von der Thüre wieset." „Aber warum sprecht Ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieser ungewöhnlichen Stunde,

kommt morgen zu guter Zeit wieder," so sprach die Martiniere herab; da erwiederte der unten: „Kehrt sich denn das Schicksal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einschlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich ist, die Hilfe aufgeschoben werden? Oeffnet mir die Thür, fürchtet doch nur nichts von einem Elenden, der schutzlos, verlassen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geschick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr!" Die Martiniere vernahm, wie der Untenstehende bei diesen Worten vor tiefem Schmerz stöhnte und schluchzte; dabei war der Ton von seiner Stimme der eines Jünglings, sanft und eindringend tief in die Brust. Sie fühlte sich im Innersten bewegt, ohne sich weiter lange zu besinnen, holte sie die Schlüssel herbei.

So wie sie die Thür kaum geöffnet, drängte sich ungestüm die im Mantel gehüllte Gestalt hinein und rief, der Martiniere vorbeischreitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!" Erschrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenschimmer fiel in ein todtbleiches, furchtbar entstelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden sinken mögen, als nun der Mensch den Mantel auseinanderschlug, und der blanke Griff eines Stilets aus dem Brustlatz hervorragte. Es blitzte der Mensch sie an mit funkelnden Augen,

und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch!“ Nun sah' die Martiniere ihr Fräulein in der dringendsten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrschaft, in der sie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte stärker auf im Innern, und erzeugte einen Muth, dessen sie wohl selbst sich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Thür ihres Gemachs, die sie offen gelassen, schnell zu, trat vor dieselbe und sprach stark und fest: „In der That, Euer tolles Betragen hier im Hause paßt schlecht zu Euern kläglichen Worten da draußen, die, wie ich wohl merke, mein Mitleiden sehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein sollt und werdet Ihr jetzt nicht sprechen. Habt Ihr nichts Böses im Sinn, dürft Ihr den Tag nicht scheuen, so kommt morgen wieder, und bringt Eure Sache an! — jetzt schert Euch aus dem Hause!“ Der Mensch stieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere starr an mit entsetzlichem Blick, und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befahl im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb sie standhaft, und sah dem Menschen keck in's Auge, indem sie sich fester an die Thür des Gemachs drückte, durch welches der Mensch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch,“ rief der Mensch nochmals. „Thut was Ihr wollt,“ erwiederte die Martiniere, „ich weiche nicht von diesem Platze, vollendet nur die böse That, die Ihr begonnen,

auch Ihr werdet den schmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgesellen." „Ha," schrie der Mensch auf, „Ihr habt recht, la Martiniere! ich sehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgesellen sind nicht gerichtet, sind nicht gerichtet!" — Und damit zog er, giftige Blicke schießend auf die zum Tode geängstete Frau, das Stilet heraus. „Jesus!" rief sie, den Todesstoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ sich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechaussee — die Marechaussee. Hilfe, Hilfe!" — schrie die Martiniere. „Entsetzliches Weib, du willst mein Verderben — nun ist Alles aus, alles aus! — nimm! — nimm; gib das dem Fräulein heute noch — morgen, wenn du willst" — dieß leise murmelnd hatte der Mensch der Martiniere den Leuchter weggerissen, die Kerzen verlöscht, und ihr ein Kästchen in die Hände gedrückt. „Um deiner Seligkeit willen, gib das Kästchen dem Fräulein," rief der Mensch und sprang zum Hause hinaus. Die Martiniere war zu Boden gesunken, mit Mühe stand sie auf, und tappte sich in der Finsterniß zurück in ihr Gemach, wo sie ganz erschöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnstuhl sank. Nun hörte sie die Schlüssel klirren, die sie im Schloß der Hausthüre hatte stecken lassen. Das Haus wurde zugeschlossen, und leise, unsichere Tritte nahten sich dem Gemach. Fest gebannt, ohne Kraft

sich zu regen, erwartete sie das Gräßliche; doch wie geschah ihr, als die Thür aufging und sie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den ersten Blick den ehrlichen Baptiste erkannte; der sah leichenblaß aus und ganz verstört. „Um aller Heiligen willen," fing er an, „um aller Heiligen willen, sagt mir, Frau Martiniere, was ist geschehen? Ach die Angst! die Angst! — Ich weiß nicht was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit gestern Abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk' ich, hat einen leisen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leise und säuberlich anpoche an die Hausthür, und mich hineinlassen. Da kommt mir eine starke Patrouille entgegen, Reiter, Fußvolk bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlassen. Aber zum Glück ist Desgrais dabei, der Marechaussee-Lieutenant, der mich recht gut kennt; der spricht, als sie mir die Laterne unter die Nase halten: Ei Baptiste, wo kommst du her des Wegs in der Nacht? Du mußt fein im Hause bleiben und es hüten. Hier ist es nicht geheuer, wir denken noch in dieser Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir diese Worte auf's Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, da stürzt ein verhüllter Mensch aus dem Hause, das blanke Stilet in der Faust, und rennt mich um und um — das Haus ist offen, die Schlüssel stecken im Schlosse — sagt, was hat das Al-

les zu bedeuten?“ Die Martiniere, von ihrer Todesangst befreit, erzählte, wie sich Alles begeben. Beide, sie und Baptiste, gingen in den Hausflur, sie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Mensch ihn im Entfliehen hingeworfen. „Es ist nur zu gewiß,“ sprach Baptiste, „daß unser Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden sollte. Der Mensch wußte, wie Ihr erzählt, daß Ihr allein war't mit dem Fräulein, ja sogar, daß sie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis in's Innere der Häuser dringen, alles listig auskundschaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teuflischen Anschläge dienlich. Und das kleine Kästchen, Frau Martiniere, das, denk' ich, werfen wir in die Seine, wo sie am tiefsten ist. Wer steht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unserm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß sie, das Kästchen öffnend, nicht todt niedersinkt, wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! —“ Lange rathschlagend, beschloßen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Kästchen einzuhändigen, das ja mit gehöriger Vorsicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten sie genau jeden Umstand der Erscheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein besonderes Geheimniß im Spiele seyn könne, über das sie eigenmächtig nicht schal-

ten dürften, sondern die Enthüllung ihrer Herrschaft überlassen müßten. —

Baptiste's Besorgnisse hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchtesten Greuelthaten, gerade zu der Zeit bot die teuflische Erfindung der Hölle die leichtesten Mittel dazu dar.

Glaser, ein deutscher Apotheker, der beste Chemiker seiner Zeit, beschäftigte sich, wie es bei Leuten von seiner Wissenschaft wohl zu geschehen pflegt, mit alchymistischen Versuchen. Er hatte es darauf abgesehen, den Stein der Weisen zu finden. Ihm gesellte sich ein Italiener zu, Namens Exili. Diesem diente aber die Goldmacherkunst nur zum Vorwande. Nur das Mischen, Kochen, Sublimiren der Giftstoffe, in denen Glaser sein Heil zu finden hoffte, wollte er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geschmack, entweder auf der Stelle oder langsam tödtend, durchaus keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt, und alle Kunst, alle Wissenschaft der Aerzte täuscht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod immer einer natürlichen Ursache zuschreiben müssen. So vorsichtig Exili auch zu Werke ging, so kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs, und wurde nach der Bastille gebracht. In dasselbe Zimmer sperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieser hatte mit der Mar-

quise de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältnisse gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen seiner Gemahlinn, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Civillieutenant zu Paris, nöthigte, das verbrecherische Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenschaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Lastern aller Art geneigt von Jugend auf, eifersüchtig, rachsüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann nichts willkommner seyn als Exili's teuflisches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle seine Feinde zu vernichten. Er wurde Exili's eifriger Schüler, und that es bald seinem Meister gleich, so daß er, aus der Bastille entlassen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde sie zum Ungeheuer. Er vermochte sie nach und nach, erst ihren eigenen Vater, bei dem sie sich befand, ihn mit verruchter Heucheley im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder, und endlich ihre Schwester zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbschaft wegen. Die Geschichte mehrerer Giftmörder gibt das entsetzliche Beispiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderstehlichen Leidenschaft werden. Ohne weitern Zweck, aus reiner Lust daran, wie der Chemiker Experimente macht zu seinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Personen gemordet,

deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich seyn konnte. Das plötzliche Hinsterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte später den Verdacht, daß die Brode, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszutheilen pflegte, um als Muster der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß ist es aber, daß sie Taubenpasteten vergiftete, und sie den Gästen, die sie geladen, vorsetzte. Der Chevalier du Guet und mehrere andere Personen fielen als Opfer dieser höllischen Mahlzeiten. Sainte Croix, sein Gehülfe la Chaussee, die Brinvillier wußten lange Zeit hindurch ihre gräßliche Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte List verworfener Menschen vermag zu bestehen, hat die ewige Macht des Himmels beschlossen, schon hier auf Erden die Frevler zu richten! — Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren so fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariser) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, sich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deßhalb bei seinen Operationen eine Maske von feinem Glase. Diese fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole schütten wollte, herab, und er sank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verstorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand sich in einer Kiste verschlossen das ganze höllische Ar-

senal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote gestanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloster. Desgrais, ein Beamter der Marechaussee, wurde ihr nachgesendet. Als Geistlicher verkleidet erschien er in dem Kloster, wo sie sich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entsetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen, und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft in einen einsamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen, wurde sie aber von Desgrais Häschern umringt, der geistliche Liebhaber verwandelte sich plötzlich in den Beamten der Marechaussee, und nöthigte sie in den Wagen zu steigen, der vor dem Garten bereit stand, und von den Häschern umringt gerades Wegs nach Paris abfuhr. La Chaussee war schon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denselben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt, und die Asche in die Lüfte zerstreut.

Die Pariser athmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche, mörderische Waffe ungestraft richten konnte gegen Feind und Freund. Doch bald that es sich kund, daß des verruchten la Croix entsetzliche Kunst sich fort vererbt hatte. Wie ein unsichtbares, tückisches Gespenst schlich der Mord sich ein in die engsten Kreise, wie sie Verwandtschaft — Liebe — Freundschaft nur bilden können, und erfaßte sicher und

schnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Gesundheit gesehen, wankte morgen krank und siech umher, und keine Kunst der Aerzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Amt — ein schönes, vielleicht zu jugendliches Weib — das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grausamste Mißtrauen trennte die heiligsten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattinn — der Vater vor dem Sohn — die Schwester vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speisen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo sonst Lust und Scherz gewaltet, spähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man sah Familienväter ängstlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen, und in dieser oder jener schmutzigen Garküche selbst bereiten, in ihrem eigenen Hause teuflischen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteste Vorsicht vergebens.

Der König, dem Unwesen, das immer mehr überhand nahm, zu steuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausschließlich die Untersuchung und Bestrafung dieser heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die sogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Bastille hielt, und welcher la Regnie als Präsident vorstand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnie's Bemühungen, so eifrig sie auch seyn mochten, fruchtlos, dem verschlagenen Desgrais war es vorbe-

halten, den geheimsten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken.— In der Vorstadt St. Germain wohnte ein altes Weib, la Voisin geheißen, die sich mit Wahrsagen und Geisterbeschwören abgab, und mit Hilfe ihrer Spießgesellen, le Sage und le Vigoureux, auch selbst Personen, die eben nicht schwach und leichtgläubig zu nennen waren, in Furcht und Erstaunen zu setzen wußte. Aber sie that mehr als dieses. Exili's Schülerinn wie la Croix, bereitete sie, wie dieser, das feine, spurlose Gift, und half auf diese Weise ruchlosen Söhnen zur frühen Erbschaft, entarteten Weibern zum andern, jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, sie gestand Alles, die Chambre ardente verurtheilte sie zum Feuertode, den sie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liste aller Personen, die sich ihrer Hilfe bedient hatten; und so kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, sondern auch schwerer Verdacht selbst auf Personen von hohem Ansehen lastete. So glaubte man, daß der Cardinal Bonzy bei der la Voisin das Mittel gefunden, alle Personen, denen er als Erzbischoff von Narbonne Pensionen bezahlen mußte, in kurzer Zeit hinsterben zu lassen. So wurden die Herzoginn von Bouillon, die Gräfinn von Soißons, deren Namen man auf der Liste gefunden, der Verbindung mit dem teuflischen Weibe angeklagt, und selbst François Henri de Montmorencie, Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marschall des Reichs, blieb nicht

verschont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er stellte sich selbst zum Gefängniß in der Bastille, wo ihn Louvois und la Regnie's Haß in ein sechs Fuß langes Loch einsperren ließ. Monate vergingen, ehe es sich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte sich einmal von le Sage das Horoskop stellen lassen.

Gewiß ist es, daß blinder Eifer den Präsidenten la Regnie zu Gewaltstreichen und Grausamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquisition an, der geringfügigste Verdacht reichte hin zu strenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlassen, die Unschuld des auf den Tod Angeklagten darzuthun. Dabei war Regnie von garstigem Ansehen und heimtückischem Wesen, so daß er bald den Haß derer auf sich lud, deren Rächer oder Schützer zu seyn er berufen wurde. Die Herzoginn von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob sie den Teufel gesehen? erwiederte: mich dünkt, ich sehe ihn in diesem Augenblick!

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß, und endlich der heimliche Giftmord seltener und seltener wurde, zeigte sich ein Unheil anderer Art, welches neue Bestürzung verbreitete. Eine Gaunerbande schien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Besitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verschwand auf unbegreif-

liche Weise, mochte er verwahrt seyn wie er wollte. Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei sich zu tragen, auf offener Straße oder in finstern Gängen der Häuser beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, sagten aus, ein Faustschlag auf den Kopf habe sie wie ein Wetterstrahl niedergestürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten sie sich beraubt, und am ganz andern Orte als da, wo sie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie sie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häusern lagen, hatten alle dieselbe tödtliche Wunde. Einen Dolchstich in's Herz, nach dem Urtheil der Aerzte so schnell und sicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden sinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verstrickt, spät zur Geliebten schlich, und manchmal ein reiches Geschenk bei sich trug? — Als ständen die Gauner mit Geistern im Bunde, wußten sie genau, wenn sich so etwas zutragen sollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entsetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenson, der Polizeiminister, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig schien, vergebens wüthete la Regnie, und suchte Geständnisse zu erpressen, verge-

bens wurden Wachen, Patrouillen verstärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorsicht, sich bis an die Zähne zu bewaffnen, und sich eine Leuchte vortragen zu lassen, half einigermaßen, und doch fanden sich Beispiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängstet und der Herr in demselben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforschungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet, nicht das Mindeste von den geraubten Kleinodien zum Vorschein kam, und also auch hier keine Spur sich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais schäumte vor Wuth, daß selbst seiner List die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er sich gerade befand, blieb verschont, während in dem andern, wo keiner Böses geahnt, der Raubmord seine reichen Opfer erspähte.

Desgrais besann sich auf das Kunststück, mehrere Desgrais zu schaffen, sich untereinander so ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Gesicht, daß selbst die Häscher nicht wußten wo der rechte Desgrais stecke. Unterdessen lauschte er, sein Leben wagend, allein in den geheimsten Schlupfwinkeln, und folgte von weitem diesem oder jenem, der auf seinen Anlaß einen reichen Schmuck bei sich trug. Der blieb unangefochten; also auch von dieser Maßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präsidenten la Regnie, blaß, entstellt, außer sich. — „Was habt Ihr, was für Nachrichten? — Fandet Ihr die Spur?“ ruft ihm der Präsident entgegen. „Ha — gnädiger Herr,“ fängt Desgrais an, vor Wuth stammelnd, „ha, gnädiger Herr — gestern in der Nacht — unfern des Louvre, ist der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart.“ Himmel und Erde, jauchzt la Regnie auf vor Freude — wir haben sie! — „O hört nur,“ fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, „o hört nur erst, wie sich Alles begeben. — Am Louvre steh' ich also, und passe, die ganze Hölle in der Brust, auf die Teufel, die meiner spotten. Da kommt mit unsicherm Schritt, immer hinter sich schauend, eine Gestallt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu sehen. Im Mondesschimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnte ihn da erwarten, ich wußte wo er hinschlich. Kaum ist er zehn — zwölf Schritte bei mir vorüber, da springt wie aus der Erde herauf eine Figur, schmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbesonnen, überrascht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, schrie ich laut auf, und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zusetzen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich sehe den Menschen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich raffe mich auf, ich renne ihm nach — laufend stoße ich in

mein Horn — aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häscher — es wird lebendig — Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! schrie ich, daß es durch die Straßen hallt. — Immer sehe ich den Menschen vor mir im hellen Mondschein, wie er, mich zu täuschen, da — dort — einbiegt; — wir kommen in die Straße Nicaise, da scheinen seine Kräfte zu sinken, ich strenge die meinigen doppelt an — noch fünfzehn Schritte höchstens hat er Vorsprung" — „Ihr holt ihn ein — Ihr packt ihn, die Häscher kommen" — schreit la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als sey der der fliehende Mörder selbst. — „Fünfzehen Schritte," fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühsam athmend fort, „fünfzehen Schritte vor mir springt der Mensch auf die Seite in den Schatten, und verschwindet durch die Mauer." „Verschwindet? — durch die Mauer! — Seyd Ihr rasend," ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt, und die Hände zusammenschlägt. „Nennt mich," fährt Degrais fort, sich die Stirne reibend wie einer, den böse Gedanken plagen, „nennt mich, gnädiger Herr, immerhin einen Rasenden, einen thörichten Geisterseher, aber es ist nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erstarrt stehe ich vor der Mauer, als mehrere Häscher athemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der sich aufgerafft, den bloßen Degen in der

Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Thüre, eines Fensters, einer Oeffnung. Es ist eine starke steinerne Hofmauer, die sich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiseste Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genauen Augenschein genommen. — Der Teufel selbst ist es, der uns foppt." — Desgrais Geschichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geisterbeschwörungen, Teufelsbündnissen der Voisin, des Vigoureux, des berüchtigten Priesters le Sage; und wie es denn nun in unserer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, so glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth gesagt, wirklich der Teufel selbst die Verruchten schütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es sich denken, daß Desgrais Geschichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzschnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgestalt vorstellend, die vor dem erschrockenen Desgrais in die Erde versinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug das Volk einzuschüchtern, und selbst den Häschern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt, und eingeweicht in Weihwasser.

Argenson sah die Bemühungen der Chambre ardente scheitern, und ging den König an, für

das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnterer Macht den Thätern nachspüre und sie strafe. Der König, überzeugt, schon der Chambre ardente zuviel Gewalt gegeben zu haben, erschüttert von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorschlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo sich der König Nachmitags aufzuhalten, und wohl auch mit seinen Ministern bis in die späte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagen, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geschenk zu bringen, sie allemal ihr Leben daran setzen müßten. Ehre und Lust sey es, im ritterlichen Kampf sein Blut für die Geliebte zu verspritzen; anders verhalte es sich aber mit dem heimtückischen Anfall des Mörders, wider den man sich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarstern aller Liebe und Galanterie, der möge hellaufstrahlend die finstre Nacht zerstreuen, und so das schwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der seine Feinde niedergeschmettert, werde nun auch sein siegreich funkelndes Schwert zücken, und wie Herkules die Lernäische Schlange, wie Theseus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer be-

kämpfen, das alle Liebeslust wegzehre, und alle Freude verdüstre in tiefes Leid, in trostlose Trauer.

So ernst die Sache auch war, so fehlte es diesem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten sich ängstigen müßten, wie die Angst schon alle Liebeslust, jedes schöne Abentheuer der Galanterie im Aufkeimen tödte, an geistreichwitzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einen hochtrabenden Panegyricus auf Ludwig den XIV. ausging, so konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit sichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Stande gekommen drehte er sich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, rasch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab, und fragte dann anmuthig lächelnd, was sie von den Wünschen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernsten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewissen Frömmigkeit, erwiederte, daß geheime verbotene Wege eben keines besondern Schutzes würdig, die entsetzlichen Verbrecher aber wohl besonderer Maßregeln zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieser schwankenden Antwort unzufrieden, schlug das Papier zusammen, und wollte zurück zu dem Statssecretär, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er seitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war, und eben unfern der Maintenon

auf einem kleinen Lehnsessel Platz genommen hatte. Auf diese schritt er nun los; das anmuthige Lächeln, das erst um Mund und Wangen spielte, und das verschwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein stehend und das Gedicht wieder auseinander faltend sprach er sanft: „Die Marquise mag nun einmal von den Galanterien unserer verliebten Herren nichts wissen, und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten sind. Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieser dichterischen Supplik?“ — Die Scuderi stand ehrerbietig auf von ihrem Lehnsessel, ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die blassen Wangen der alten würdigen Dame, sie sprach, sich leise verneigend, mit niedergeschlagenen Augen:

»Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.«

Der König, ganz erstaunt über den ritterlichen Geist dieser wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit seinen ellenlangen Tiraden zu Boden schlugen, rief mit blitzenden Augen: „Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maßregel, die den Unschuldigen trifft mit dem Schuldigen, soll die Freiheit schützen; mögen Argenson und la Regnie das Ihrige thun!“ —

Alle die Gräuel der Zeit schilderte nun die Martiniere mit den lebhaftesten Farben, als sie

am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was sich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Kästchen. Sowohl sie, als Baptiste, der ganz verblaßt in der Ecke stand, und vor Angst und Beklommenheit, die Nachtmütze in den Händen knetend, kaum sprechen konnte, baten das Fräulein auf das wehmüthigste um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichster Behutsamkeit das Kästchen zu öffnen. Die Scuderi, das verschlossene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, sprach lächelnd: „Ihr seht Beide Gespenster! — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen sind, das wissen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie ihr selbst sagt, das Innerste der Häuser erspähen, wohl eben so gut, als ich und ihr. Auf mein Leben soll es abgesehen seyn? Wem kann was an dem Tode liegen einer Person von dreiundsiebzig Jahren, die niemals andere verfolgte, als die Bösewichter und Friedensstörer in den Romanen, die sie selbst schuf, die mittelmäßige Verse macht, welche Niemandes Neid erregen können, die nichts hinterlassen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein Paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere, du magst nun die Erscheinung des fremden Menschen so schreckhaft beschreiben wie du willst, doch kann ich nicht glauben, daß er Böses im Sinne getragen."

„Also! —“

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiste sank mit einem dumpfen Ach! halb in die Kniee, als das Fräulein nun an einen hervorragenden, stählernen Knopf drückte, und der Deckel des Kästchens mit Geräusch aufsprang.

Wie erstaunte das Fräulein, als ihr aus dem Kästchen ein Paar goldene, reich mit Juwelen besetzte Armbänder, und eben ein solcher Halsschmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Geschmeide heraus, und indem sie die wundervolle Arbeit des Halsschmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder, und rief einmal über das andere, daß ja selbst die eitle Montespan nicht solchen Schmuck besitze. „Aber was soll das, was hat das zu bedeuten?“ sprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte sie auf dem Boden des Kästchens einen kleinen, zusammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte sie den Aufschluß des Geheimnisses darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte sie, was er enthielt, gelesen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen sprechenden Blick zum Himmel, und sank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnsessel zurück. Erschrocken sprang die Martiniere, sprang Baptiste ihr bei. „O,“ rief sie nun mit von Thränen halb erstickter Stimme, „o der Kränkung, o der tiefen Beschämung! Muß mir das noch geschehen im hohen Alter! Hab' ich denn im thörichten Leichtsinn gefrevelt, wie ein junges, unbesonnenes Ding? —

O Gott, sind Worte, halb im Scherz hingeworfen, solcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teuflischen Bündnisses zeihen?"

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen, und weinte und schluchzte heftig, so daß die Martiniere und Baptiste ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrschaft beistehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demselben stand:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

„Euer scharfsinniger Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben, und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weise vergeudet werden sollten, von großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unserer Dankbarkeit nehmet gütig diesen Schmuck an. Es ist das Kostbarste, was wir seit langer Zeit haben auftreiben können, wiewohl Euch, würdige Dame! viel schöneres Geschmeide zieren sollte, als dieses nun eben ist. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundschaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget.

Die Unsichtbaren."

„Ist es möglich," rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen erholt hatte, „ist es möglich, daß

man die schamlose Frechheit, den verruchten Hohn so weit treiben kann?“ — Die Sonne schien hell durch die Fenstergardinen von hochrother Seide, und so kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tische neben dem offenen Kästchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entsetzen das Gesicht, und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geschmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuschaffen. Die Martiniere, nachdem sie Halsschmuck und Armbänder sogleich in das Kästchen verschlossen, meinte, daß es wohl und am gerathensten seyn würde, die Juwelen dem Polizeiminister zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie sich alles mit der beängstigenden Erscheinung des jungen Menschen und der Einhändigung des Kästchens zugetragen.

Die Scuderi stund auf, und schritt schweigend langsam im Zimmer auf und nieder, als sinne sie erst nach, was nun zu thun sey. Dann befahl sie dem Baptiste, einen Tragsessel zu holen, der Martiniere aber, sie anzukleiden, weil sie auf der Stelle hin wolle zur Marquise de Maintenon.

Sie ließ sich hintragen zur Marquise gerade zu der Stunde, wenn diese, wie die Scuderi wußte, sich allein in ihren Gemächern befand. Das Kästchen mit den Juwelen nahm sie mit sich.

Wohl mußte die Marquise sich hoch verwundern, als sie das Fräulein, sonst die Würde, ja, trotz ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit,

die Anmuth selbst, eintreten sah, blaß, entstellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen ist Euch widerfahren?“ rief sie der armen, beängsteten Dame entgegen, die, ganz ausser sich selbst, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, nur schnell den Lehnsessel zu erreichen suchte, den ihr die Marquise hinschob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verschmerzende Kränkung ihr jener unbedachtsame Scherz, mit dem sie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortete, zugezogen habe. Die Marquise, nachdem sie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scuderi sich das sonderbare Ereigniß viel zu sehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Gesindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu sehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Kästchen, und die Marquise konnte sich, als sie das köstliche Geschmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsschmuck, die Armbänder heraus, und trat damit an das Fenster, wo sie bald die Juwelen an der Sonne spielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor den Augen hielt, um nur recht zu erschauen, mit welcher wundervollen Kunst jedes kleine Häkchen der verschlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte sich die Marquise rasch um

nach dem Fräulein und rief: „Wißt Ihr wohl, Fräulein, daß diese Armbänder, diesen Halsschmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac?" — René Cardillac war damals der geschickteste Goldarbeiter in Paris, einer der kunstreichsten und zugleich sonderbarsten Menschen seiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitschultrig und von starkem, muskulösen Körperbau hatte Cardillac, hoch in die fünfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieser Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krause, röthliche Haupthaar und das gedrungene, gleissende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichste Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, stets zu helfen bereit, bekannt gewesen, sein ganz besonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie gesagt, Cardillac war in seiner Kunst der Geschickteste nicht sowohl in Paris, als vielleicht überhaupt seiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelsteine, wußte er sie auf eine Art zu behandeln und zu fassen, daß der Schmuck, der erst für unscheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkstatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde, und machte einen Preis, der, so gering war er, mit der Arbeit in keinem Verhältniß zu stehen schien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und

Nacht hörte man ihn in seiner Werkstatt hämmern, und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Fassung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen, und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meisterwerk, das den Besteller in Erstaunen setzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tausend Vorwänden hielt er den Besteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Bestellers weichen, und den Schmuck herausgeben, so konnte er sich aller Zeichen des tiefsten Verdrusses, ja einer innern Wuth, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tausende an Werth, bei der Kostbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit abliefern müssen, so war er im Stande, wie unsinnig umherzulaufen, sich, seine Arbeit, Alles um sich her verwünschend. Aber so wie einer hinter ihm herrannte, und laut schrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen schönen Halsschmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. s. w.," dann stand er plötzlich still, blitzte den an mit seinen kleinen Augen,

und fragte, die Hände reibend: „Was habt Ihr denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor, und spricht: „Hier sind Juwelen, viel Sonderliches ist es nicht, gemeines Zeug, doch unter Euern Händen“ — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth sind, hält sie gegen das Licht, und ruft voll Entzücken: „Ho ho — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübsche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, so will ich noch ein Paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln sollen, wie die liebe Sonne selbst —“ Der spricht: „Ich überlasse Euch Alles, Meister René, und zahle, was Ihr wollt!“ Ohne Unterschied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe seyn, reißt ihn Cardillac ungestüm an seinen Hals, und drückt und küßt ihn, und spricht, nun sey er wieder ganz glücklich, und in acht Tagen werde die Arbeit fertig seyn. Er rennt über Hals und Kopf nach Hause, hinein in die Werkstatt, und hämmert drauf los, und in acht Tagen ist ein Meisterwerk zu Stande gebracht. Aber so wie der, der es bestellte, kommt, mit Freuden die geforderte, geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrüßlich, grob, trotzig. — „Aber Meister Cardillac, bedenkt, morgen ist meine Hochzeit.“ „Was

schert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach." — „Der Schmuck ist fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben." — „Und ich sage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht herausgeben werde." — „Und ich sage Euch, daß, wenn Ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, Ihr mich gleich mit Argensons dienstbaren Trabanten anreiten sehen sollt." „Nun so quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Centner an den Halsschmuck, damit er Eure Braut erdroßle!" — Und damit steckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Busentasche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubenthüre hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenster hinaus, wenn er sieht, wie der arme, junge Mensch, das Schnupftuch vor der blutigen Nase, aus dem Hause hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthusiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Besteller mit allen Zeichen des im Innersten aufgeregten Gemüths, mit den erschütterndsten Betheurungen, ja unter Schluchzen und Thränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beschwor, ihm das unternommene Werk zu erlassen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetsten Personen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinste Werk von

Cardillac zu erhalten. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben so verweigerte er der Maintenon jede Bestellung, ja mit dem Ausdruck des Abscheues und Entsetzens verwarf er den Antrag derselben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunst verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten sollte.

„Ich wette," sprach daher die Maintenon, „ich wette, daß Cardillac, schicke ich auch hin zu ihm, um wenigstens zu erfahren, für wen er diesen Schmuck fertigte, sich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Bestellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er seit einiger Zeit abzulassen scheint von seinem starren Eigensinn, denn wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je, und liefert seine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Gesicht." Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, sey es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers komme, meinte, daß man dem Meister Sonderlich ja gleich sagen lassen könne, wie man keine Arbeit, sondern nur sein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquise. Es wurde nach Cardillac geschickt, und, als sey er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er schien, als er die Scuderi erblickte, betreten, und wie einer, der, von dem Unerwarte-

ten plötzlich getroffen, die Ansprüche des Schicklichen, wie sie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er sich zuerst tief und ehrfurchtsvoll vor dieser ehrwürdigen Dame, und wandte sich dann erst zur Marquise. Die frug ihn hastig, indem sie auf das Geschmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tisch funkelte, ob das seine Arbeit sey? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquise in's Gesicht starrend, Armbänder und Halsschmuck schnell ein in das Kästchen, das daneben stand, und das er mit Heftigkeit von sich weg schob. Nun sprach er, indem ein häßliches Lächeln auf seinem rothen Antlitze gleißte: „In der That, Frau Marquise, man muß René Cardillac's Arbeit schlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldschmidt in der Welt solchen Schmuck fassen könne. Freilich ist das meine Arbeit.“ So sagt denn, fuhr die Marquise fort, für wen Ihr diesen Schmuck gefertigt habt. „Für mich ganz allein,“ erwiederte Cardillac; „ja Ihr möget,“ fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi, ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, diese voll banger Erwartung, wie sich nun die Sache wenden würde, „ja Ihr möget das nun seltsam finden, Frau Marquise, aber es ist dem so. Bloß der schönen Arbeit willen suchte ich meine besten Steine zusammen, und arbeitete aus Freude daran fleissiger und sorgfältiger als jemals. Vor weniger

Zeit verschwand der Schmuck aus meiner Werkstatt auf unbegreifliche Weise." „Dem Himmel sey es gedankt," rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und sie rasch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnsessel aufsprang, auf den Cardillac losschritt, und beide Hände auf seine Schultern legte, „empfangt, sprach sie dann, empfangt, Meister René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück." Nun erzählte sie ausführlich, wie sie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte alles schweigend mit niedergeschlagenen Augen an. Nur mitunter stieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ei! — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald streichelte er leise Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz besonderen Gedanken, die während dessen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entschluß sich nicht fügen und fördern. Er rieb sich die Stirne, er seufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Thränen zu steuern. Endlich ergriff er das Kästchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ sich auf ein Knie langsam nieder und sprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängniß diesen Schmuck bestimmt. Ja nun weiß ich es erst, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verschmäht es nicht, diesen Schmuck als das Beste, was ich

wohl seit langer Zeit gemacht, von mir anzuneh-men und zu tragen." Ei, ei, erwiederte die Scuderi anmuthig scherzend, wo denkt Ihr hin, Meister René, steht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch so herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kommt Ihr denn dazu, mich so überreich zu beschenken? Geht, geht, Meister René, wär' ich schön wie die Marquise de Fontange und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was soll diesen welken Armen die eitle Pracht, was soll diesem verhüllten Hals der glänzende Putz? Cardillac hatte sich indessen erhoben und sprach, wie außer sich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Kästchen der Scuderi hinhielt: „Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohen Verdienste im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geschenk nur für das Bestreben an, Euch recht meine innerste Gesinnung zu beweisen." — Als nun die Scuderi immer noch zögerte und zögerte, nahm die Maintenon das Kästchen aus Cardillac's Händen, sprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu schaffen und ihrer Last! — Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges verschämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotenen süßen Frucht; könnte

das mir geschehen ohne Hand und ohne Finger. Schlagt dem wackern Meister René nicht ab, das freiwillig als Geschenk zu empfangen, was tausend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet." —

Die Maintenon hatte der Scuderi das Kästchen während dessen aufgedrungen und nun stürzte Cardillac nieder auf die Kniee — küßte der Scuderi den Rock — die Hände — stöhnte — seufzte — weinte — schluchzte — sprang auf — rannte wie unsinnig, Sessel — Tische umstürzend, daß Porzellan, Gläser zusammenklirrten, in toller Hast von dannen. —

Ganz erschrocken rief die Scuderi: „Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menschen!" Doch die Marquise, in besonderer, heiterer Laune bis zu sonst ihr ganz fremdem Muthwillen, schlug eine helle Lache auf, und sprach: „Da haben wir's, Fräulein, Meister René ist in Euch sterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu bestürmen mit reichen Geschenken." Die Maintenon führte diesen Scherz weiter aus, indem sie die Scuderi ermahnte, nicht zu grausam zu seyn gegen den verzweifelten Liebhaber, und diese wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingerissen in den sprudelnden Strom tausend lustiger Einfälle. Sie meinte, daß sie, ständen die Sachen nun einmal so, endlich besiegt, wohl nicht werde umhin können, der

Welt das unerhörte Beispiel einer dreiundsiebzigjährigen Goldschmidts-Braut von untadelichem Adel aufzustellen. Die Maintenon erbot sich, die Brautkrone zu flechten und sie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich so ein kleiner Kick in der Welt von Mädchen nicht viel wissen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufstand, um die Marquise zu verlassen, wurde sie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder sehr ernst, als ihr das Schmuckkästchen zur Hand kam. Sie sprach: Doch, Frau Marquise! werde ich mich dieses Schmuckes niemals bedienen können. Er ist, mag es sich nun zugetragen haben, wie es will, einmal in den Händen jener höllischen Gesellen gewesen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und morden. Mir graußt vor dem Blute, das an dem funkelnden Geschmeide zu kleben scheint. — Und nun hat selbst Cardillacs Betragen, ich muß es gestehen, für mich etwas sonderbar Aengstliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mir einer dunklen Ahnung, daß hinter diesem allen irgend ein grauenvolles, entsetzliches Geheimniß verborgen ist, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umstande, so kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß bestehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meister René das Vorbild eines guten, from-

men Bürgers, mit irgend etwas Bösem, Verdammlichen zu thun haben soll. So viel ist aber gewiß, daß ich niemals mich unterstehen werde, den Schmuck anzulegen.

Die Marquise meinte, das hieße die Scrupel zu weit treiben; als nun aber die Scuderi sie auf ihr Gewissen fragte, was sie in ihrer, der Scuderi Lage, wohl thun würde, antwortete sie ernst und fest: weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Auftritt mit dem Meister René brachte die Scuderi in gar anmuthige Verse, die sie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es seyn, daß sie auf Kosten Meister René's, alle Schauer unheimlicher Ahnung besiegend, das ergötzliche Bild der dreiundsiebzigjährigen Goldschmidtsbraut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzustellen gewußt. Genug, der König lachte bis in's Innerste hinein, und schwur, daß Boileau Despreux seinen Meister gefunden, weßhalb der Scuderi Gedicht für das Witzigste galt, das jemals geschrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutsche der Herzoginn von Montansier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutschen so neu, daß das neugierige Volk sich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erschien. So kam es denn auch,

daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutsche der Montansier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geschimpfe und Gefluche, und gewahrte, wie ein Mensch mit Faustschlägen und Rippenstößen sich Platz machte durch die dickste Masse. Und wie er näher kam, trafen sie die durchbohrenden Blicke eines todtbleichen, durch Gram verstörten Jünglings Antlitzes. Unverwandt schaute der junge Mensch sie an, während er mit Ellbogen und Fäusten rüstig vor sich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit stürmender Hastigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schooß warf, und Stöße, Faustschläge austheilend und empfangend verschwand, wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entsetzens war, so wie der Mensch am Kutschenschlage erschien, die Martiniere, die sich bei der Scuderi befand, entseelt in die Wagenkissen zurück gesunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutscher zu, der, wie vom bösen Geiste getrieben, peitschte auf die Pferde los, die, den Schaum von den Mäulern wegspritzend, um sich schlugen, sich bäumten, endlich in scharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Riechfläschchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufschlug, und zitternd und bebend, sich krampfhaft festklammernd an die Herrschaft, Angst und Entsetzen im bleichen Antlitze, mühsam stöhnte: „Um

der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Mensch? — Ach! er war es ja, er war es, derselbe, der Euch in jener schauervollen Nacht das Kästchen brachte!" — Die Scuderi beruhigte die Arme, indem sie ihr vorstellte, daß ja durchaus nichts Böses geschehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wissen, was der Zettel enthalte. Sie schlug das Blättchen auseinander, und fand die Worte:

Ein böses Verhängniß, das Ihr abwenden könntet, stößt mich in den Abgrund! — Ich beschwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht lassen kann, in der vollsten Glut kindlicher Liebe, den Halsschmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran bessern — ändern zu lassen, zum Meister René Cardillac zu schaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, so dringe ich in Eure Wohnung, und ermorde mich vor Euern Augen! —

„Nun ist es gewiß," sprach die Scuderi, als sie dieß gelesen, „daß, mag der geheimnißvolle Mensch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böses im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu sprechen, wer weiß, welches sonderbare Ereigniß, welch dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt auch nur die leiseste Ahnung vergebens in meiner

Seele suche. Mag aber auch die Sache sich nun verhalten, wie sie will, das, was mir in diesem Blatte geboten wird, will ich thun, und geschähe es auch nur um den unseligen Schmuck los zu werden, der mir ein höllischer Talisman des Bösen selbst dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, seiner alten Sitte getreu, nicht so leicht wieder aus den Händen geben wollen."

Schon andern Tages gedachte die Scuderi, sich mit dem Schmuck zu dem Goldschmidt zu begeben. Doch war es, als hätten alle schönen Geister von ganz Paris sich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräulein mit Versen, Schauspielen, Anecdoten zu bestürmen. Kaum hatte la Chapelle die Scene eines Trauerspiels geendet, und schlau versichert, daß er nun wohl Racine zu schlagen gedenke, als dieser selbst eintrat, und ihn mit irgend eines Königs pathetischer Rede zu Boden schlug, bis Boileau seine Leuchtkugeln in den schwarzen, tragischen Himmel steigen ließ, um nur nicht ewig von der Colonnade des Louvre schwatzen zu hören, in die ihn der architectische Doctor Perrault hineingemengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte zur Herzoginn Montansier, und so blieb der Besuch bei Meister René Cardillac bis zum andern Morgen verschoben.

Die Scuderi fühlte sich von einer besondern Unruhe gepeinigt. Beständig vor Augen stand ihr der Jüngling, und aus dem tiefsten Innern wollte

sich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe sie dieß Antlitz, diese Züge schon gesehen. Den leisesten Schlummer störten ängstliche Träume, es war ihr, als habe sie leichtsinnig, ja strafwürdig versäumt, die Hand hilfreich zu erfassen, die der Unglückliche, in den Abgrund versinkend, nach ihr emporgestreckt, ja als sey es an ihr gewesen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heillosen Verbrechen zu steuern! — So wie es nur hoher Morgen, ließ sie sich ankleiden, und fuhr, mit dem Schmuckkästchen versehen, zu dem Goldschmidt hin.

Nach der Straße Nicaise, dorthin, wo Cardillac wohnte, strömte das Volk, sammelte sich vor der Hausthüre — schrie, lärmte, tobte — wollte stürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechaussee, die das Haus umstellt. Im wilden, verwirrten Getöse riefen zornige Stimmen: „Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder!" — Endlich erscheint Desgrais mit zahlreicher Mannschaft, die bildet durch den dicksten Haufen eine Gasse. Die Hausthür springt auf, ein Mensch mit Ketten belastet wird hinausgebracht, und unter den greulichsten Verwünschungen des wüthenden Pöbels fortgeschleppt. — In dem Augenblick, als die Scuderi halb entseelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dieß gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeschrei ihr in die Ohren. „Vor! — weiter vor!" ruft sie ganz außer sich dem Kutscher zu, der mit einer geschickten, raschen Wendung den dicken Haufen ausein-

anderstäubt, und dicht vor Cardillacs Hausthüre hält. Da sieht die Scuderi Desgrais, und zu seinen Füßen ein junges Mädchen, schön wie der Tag, mit aufgelösten Haaren, halb entkleidet, wilde Angst, trostlose Verzweiflung im Antlitz, die hält seine Kniee umschlungen, und ruft mit dem Tone des entsetzlichsten, schneidendsten Todesschmerzes: „Er ist ja unschuldig! — er ist unschuldig!" Vergebens sind Desgrais, vergebens seiner Leute Bemühungen, sie loszureißen, sie vom Boden aufzurichten. Ein starker, ungeschlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäusten die Arme, zerrt sie mit Gewalt weg von Desgrais, strauchelt ungeschickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabschlägt die steinernen Stufen, und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi sich nicht halten. „In Christus Namen, was ist geschehen, was geht hier vor?" ruft sie, öffnet rasch den Schlag, steigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als sie sieht, wie ein Paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen gesetzt haben, ihr die Stirne mit starkem Wasser reiben, sich dem Desgrais nähert, und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es ist das Entsetzliche geschehen," spricht Desgrais, „René Cardillac wurde heute Morgen durch einen Dolchstich ermordet gefunden. Sein Geselle Olivier Brußon ist der Mörder. Eben wurde er fortgeführt in's Gefängniß." „Und das

Mädchen?" ruft die Scuderi, „ist," fällt Desgrais ein, „ist Madelon, Cardillacs Tochter. Der verruchte Mensch war ihr Geliebter. Nun weint und heult sie, und schreit einmal über's andere, daß Olivier unschuldig sey, ganz unschuldig. Am Ende weiß sie von der That, und ich muß sie auch nach der Conciergerie bringen lassen." Desgrais warf, als er dieß sprach, einen tückischen, schadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebte. Eben begann das Mädchen leise zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geschlossenen Augen lag sie da, und man wußte nicht, was zu thun, sie in's Haus bringen, oder ihr noch länger beistehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Thränen in den Augen blickte die Scuderi den unschuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und seinen Gesellen. Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillacs Leichnam. Schnell entschlossen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, Ihr mögt für das Uebrige sorgen, Desgrais!" Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, Alles drängte sich hinzu, hundert Hände mühten sich, ihnen beizustehen, und wie in den Lüften schwebend wurde das Mädchen in die Kutsche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unschuld dem Blutgericht entrissen, von allen Lippen strömten.

Serons, des berühmtesten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die stundenlang in starrer Bewußtlosigkeit gelegen, wieder zu sich selbst zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem sie manchen milden Hoffnungsstrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenstrom, der ihr aus den Augen stürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrendsten Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erstickte, zu erzählen, wie sich Alles begeben.

Um Mitternacht war sie durch leises Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden, und hatte Oliviers Stimme vernommen, der sie beschworen, doch nur gleich aufzustehen, weil der Vater im Sterben liege. Entsetzt sey sie aufgesprungen, und habe die Thür geöffnet. Olivier, bleich und entstellt, von Schweiß triefend sey, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkstatt gegangen, sie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit starren Augen, und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe sie sich auf ihn gestürzt, und nun erst sein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe sie sanft weggezogen, und sich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Brust des Vaters mit Wundbalsam zu waschen und zu verbinden. Während dessen sey des Vaters Besinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört, und sie dann aber Olivier mit seelenvollem Blick

angeschaut, ihre Hand ergriffen, sie in Oliviers Hand gelegt, und beide hastig gedrückt. Beide, Olivier und sie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Kniee gefallen, er habe sich mit einem schneidenden Laut in die Höhe gerichtet, sey aber gleich wieder zurückgesunken und mit einem tiefen Seufzer verschieden. Nun hätten sie Beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meister auf einem Gange, den er mit ihm auf sein Geheiß in der Nacht habe machen müssen, in seiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anstrengung den schweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hause getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen, und hätten sie noch ganz trostlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun sey Lärm entstanden, die Marechaussee eingedrungen, und Olivier als Mörder seines Meisters in's Gefängniß geschleppt worden. Madelon fügte nun die rührenste Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Oliviers hinzu. Wie er den Meister, als sey er sein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieser seine Liebe in vollem Maaß erwiedert, wie er ihn trotz seiner Armuth zum Eidam erkohren, weil seine Geschicklichkeit seiner Treue, seinem edlen Gemüth gleichgekommen. Das Alles erzählte Madelon aus dem

innersten Herzen heraus, und schloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiseyn dem Vater den Dolch in die Brust gestoßen hätte, sie dieß eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines solchen entsetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig seyn könne.

Die Scuderi, von Madelons namenlosen Leiden auf das tiefste gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unschuldig zu halten, zog Erkundigungen ein, und fand Alles bestätigt, was Madelon über das häusliche Verhältniß des Meisters mit seinem Gesellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbarn rühmten einstimmig den Olivier als das Muster eines sittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, Niemand wußte Böses von ihm, und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte jeder die Achseln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente gestellt, läugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellsten Freimuth die ihm angeschuldigte That, und behauptete, daß sein Meister in seiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergestoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hause geschleppt, wo er sehr bald verschieden sey. Auch dieß stimmte also mit Madelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ sich die Scuderi die kleinsten Umstände des schrecklichen Ereignisses wiederholen. Sie forschte genau, ob je-

mals ein Streit zwischen Meister und Gesellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn sey, der oft wie ein blinder Wahnsinn die gutmüthigsten Menschen überfällt und zu Thaten verleitet, die alle Willkühr des Handelns auszuschließen scheinen. Doch je begeisterter Madelon von dem ruhigen, häuslichen Glücke sprach, in dem die drei Menschen in innigster Liebe verbunden lebten, desto mehr verschwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. — Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles dessen, was laut für seine Unschuld spräche, dennoch Cardillacs Mörder gewesen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entsetzlichen That, die in jedem Fall Oliviers Glück zerstören mußte. — Er ist arm, aber geschickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmtesten Meisters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meister begünstigt seine Liebe, Glück, Wohlstand für sein ganzes Leben wird ihm erschlossen! — Sey es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weise gereizt, Olivier vom Zorn übermannt seinen Wohlthäter, seinen Vater mörderisch anfiel, welche teuflische Heuchelei gehört dazu, nach der That sich so zu betragen, als es wirklich geschah! — Mit der festen Ueberzeugung von Oliviers Unschuld faßte die Scuderi den Entschluß, den unschuldigen Jüngling zu retten, koste es, was es wolle.

Es schien ihr, ehe sie die Huld des Königs selbst vielleicht anrufe, am gerathensten, sich an den Präsidenten a Regnie zu wenden, ihn auf alle Umstände, die für Oliviers Unschuld sprechen mußten, aufmerksam zu machen, und so vielleicht in des Präsidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günstige Ueberzeugung zu erwecken, die sich wohlthätig den Richtern mittheilen sollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung, auf welche die würdige Dame, von dem Könige selbst hoch geehrt, gerechten Anspruch machen konnte. Er hörte richtig alles an, was sie über die entsetzliche That, über Oliviers Verhältnisse, über seinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämisches Lächeln war indessen Alles, womit er bewies, daß die Betheurungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten seyn, sondern auch auf Alles achten müsse, was zu seinen Gunsten spräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erschöpft, die Thränen von den Augen wegtrocknend, schwieg, fing Regnie an: „Es ist ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Thränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was sie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig seyd, den Gedanken einer entsetzlichen Unthat zu fassen, aber anders ist es mit dem Richter, der gewohnt ist, frecher Heuchelei die Larve abzu-

reißen. Wohl mag es nicht meines Amtes seyn, jedem, der mich frägt, den Gang eines Criminalprocesses zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Zittern sollen die Bösewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt, als Blut und Feuer. Aber von Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grausamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutschuld des jungen Bösewichts, der, dem Himmel sey es gedankt! der Rache verfallen ist, klar vor Augen lege. Euer scharfsinniger Geist wird dann selbst die Gutmüthigkeit verschmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anstehen würde. — Also! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchstoß ermordet gefunden. Niemand ist bei ihm, als sein Geselle Olivier Brußon und die Tochter. In Oliviers Kammer, unter allem Gräuel, findet man einen Dolch von frischem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. Cardillac ist, spricht Olivier, in der Nacht vor meinen Augen niedergestoßen worden. — Man wollte ihn berauben? Das weiß ich nicht! — Du gingst mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? — ihn fest zu halten? um Hilfe zu rufen? Fünfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meister, ich folgte ihm. Warum in aller Welt so entfernt? — Der Meister wollt' es so. Was hatte überhaupt Meister Car-

dillac so spät auf der Straße zu thun? — Das kann ich nicht sagen. Sonst ist er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hause gekommen? — Hier stockt Olivier, er ist bestürzt, er seufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei allem was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen sey, und seinen Tod gefunden habe. Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwiesen ist es bis zur vollkommensten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin Oliviers Behauptung, er sey mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge ist. Die Hausthür ist mit einem schweren Schloß versehen, welches bei dem Auf- und Zuschließen ein durchdringendes Geräusch macht, dann aber bewegt sich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, so daß, wie es angestellte Versuche bewährt haben, selbst im obersten Stock des Hauses das Getöse wiederhallt. Nun wohnt in dem untersten Stock, also dicht neben der Hausthüre, der alte Meister Claude Patru mit seiner Aufwärterinn, einer Person von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Diese beiden Personen hörten, wie Cardillac nach seiner gewöhnlichen Weise an jenem Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thür mit vielem Geräusch verschloß und verrammelte, dann wieder hinauf stieg, den Abendsegen laut las, und dann, wie man es an dem Zuschlagen der Thüre vernehmen konnte, in sein Schlafzimmer

ging. Meister Claude leidet an Schlaflosigkeit, wie es allen alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zuthun. Die Aufwärterinn schlug daher, es mochte halb zehn Uhr seyn, in der Küche, in die sie über die Hansflur gehend gelangt, Licht an, und setzte sich zum Meister Claude an den Tisch mit einer alten Chronik, in der sie las, während der Alte seinen Gedanken nachhängend bald sich in den Lehnstuhl setzte, bald wieder aufstand, und, um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leise und langsam auf und abschritt. Es blieb alles still und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörte sie über sich scharfe Tritte, einen harten Fall, als stürze eine schwere Last zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Beide kam eine seltsame Angst und Beklommenheit. Die Schauer der entsetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann an's Licht, was in der Finsterniß begonnen." — „Aber," fiel die Scuderi ein, „aber um aller Heiligen willen, könnt Ihr bei allen Umständen, die ich erst weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieser That der Hölle denken?" — „Hm," erwiederte la Regnie, „Cardillac war nicht arm — im Besitz vortrefflicher Steine." „Bekam," fuhr die Scuderi fort, bekam denn nicht Alles die Tochter?" — „Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillacs Schwiegersohn werden sollte. Er mußte vielleicht theilen

oder gar nur für Andere morden?" sprach la Regnie. „Theilen, für Andere morden?" fragte die Scuderi in vollem Erstaunen. „Wißt," fuhr der Präsident fort, „wißt, mein Fräulein! daß Olivier schon längst geblutet hätte auf dem Greveplatz, stände seine That nicht in Beziehung mit dem dicht verschleierten Geheimniß, das bisher so bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die alle Aufmerksamkeit, alle Mühe, alles Forschen der Gerichtshöfe verspottend ihre Streiche sicher und ungestraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillacs ist denen ganz ähnlich, die alle auf der Straße, in den Häusern Ermordete und Beraubte trugen. Dann aber das Entscheidendste, seit der Zeit, daß Olivier Brußon verhaftet ist, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher sind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande stand. Noch will er nicht bekennen, aber es gibt Mittel, ihn sprechen zu machen wider seinen Willen." „Und Madelon," rief die Scuderi, „und Madelon, die treue, unschuldige Taube" — „Ei," sprach la Regnie mit einem giftigen Lächeln, „ei wer steht mir dafür, daß sie nicht mit im Complott ist. Was ist ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gelten ihre Thränen." „Was sagt Ihr," schrie die Scuderi, „es ist nicht möglich; den Vater! die-

ses Mädchen!" — „O!" fuhr la Regnie fort, „o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt sehe, Euch Euern Schützling zu entreißen und in die Conciergerie werfen zu lassen." — Der Scuderi ging ein Grausen an bei diesem entsetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor diesem schrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend bestehen, als spräche er in den tiefsten, geheimsten Gedanken Mord und Blutschuld. Sie stand auf. Seyd menschlich, das war Alles, was sie beklommen, mühsam athmend hervorbringen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzusteigen, bis zu der der Präsident sie mit ceremoniöser Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, selbst wußte sie nicht wie, ein seltsamer Gedanke. „Würde es mir wohl erlaubt seyn, den unglücklichen Olivier Brußon zu sehen?" So fragte sie den Präsidenten, sich rasch umwendend. Dieser schaute sie mit bedenklicher Miene an, dann verzog sich sein Gesicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. „Gewiß," sprach er, „gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unsern Augen geschehen, selbst Oliviers Schuld oder Unschuld prüfen. Scheut Ihr nicht den düstern Aufenthalt des Verbrechens, ist es Euch nicht gehässig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abstufungen zu sehen, so sollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen seyn. Man wird Euch diesen Olivier,

dessen Schicksal Eure Theilnahme erregt, vorstellen."

In der That konnte sich die Scuderi von der Schuld des jungen Menschen nicht überzeugen. Alles sprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei solch entscheidenden Thatsachen. Aber das Bild häuslichen Glückes, wie es Madelon mit den lebendigsten Zügen der Scuderi vor Augen gestellt, überstrahlte jeden bösen Verdacht, und so mochte sie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres sich empörte.

Sie gedachte sich von Olivier noch einmal Alles, wie es sich in jener verhängnißvollen Nacht begeben, erzählen zu lassen, und so viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verschlossen geblieben, weil es werthlos schien, sich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes, helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm sie Kettengerassel. Olivier Brußon wurde gebracht. Doch so wie er in die Thür trat, sank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als sie sich erholt hatte, war Olivier verschwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man sie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte sie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! — auf den ersten Blick hatte sie in Olivier Brußon den

jungen Menschen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Kästchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnie's schreckliche Vermuthung ganz bestätigt. Olivier Brußon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meister! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuscht, auf den Tod angepackt von der höllischen Macht auf Erden, an deren Daseyn sie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entsetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verschworen seyn und Theil haben könne an der gräßlichen Blutschuld. Wie es denn geschieht, daß der menschliche Geist, ist ihm ein Bild aufgegangen, emsig Farben sucht und findet, es greller und greller auszumalen, so fand auch die Scuderi, jeden Umstand der That, Madelons Betragen in den kleinsten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unschuld und Reinheit gegolten, sicheres Merkmal frevelicher Bosheit, studierter Heuchelei. Jener herzzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt seyn von der Todesangst, nicht den Geliebten bluten zu sehen, nein — selbst zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich sich die Schlange, die sie im Busen nähre, vom Halse zu schaffen; mit diesem Entschluß stieg die Scuderi aus dem Wagen. In

ihr Gemach eingetreten, warf Madelon sich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat sie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Brust zusammengefaltet, jammerte und flehte sie laut um Hilfe und Trost. Die Scuderi, sich mühsam zusammenfassend, sprach, indem sie dem Ton ihrer Stimme so viel Ernst und Ruhe zu geben suchte, als ihr möglich: „Geh' — geh' — tröste dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe seiner Schandthaten erwartet — Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir selbst eine Blutschuld schwer laste." „Ach nun ist Alles verloren!" — Mit diesem gellenden Ausruf stürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere, und entfernte sich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerrissen im Innern, entzweit mit allem Irdischen wünschte die Scuderi, nicht mehr in einer Welt voll höllischen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterm Hohn ihr so viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu stärken, und nun in ihrem Alter das schöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Madelon fortbrachte, die leise seufzte und jammerte: „Ach! — auch sie — auch sie haben die Grausamen bethört. — Ich Elende — armer, unglücklicher Olivier!" — Die Töne drangen der Scu-

deri in's Herz, und auf's Neue regte sich aus dem tiefsten Innern heraus die Ahnung eines Geheimnisses, der Glaube an Oliviers Unschuld. Bedrängt von den widersprechendsten Gefühlen, ganz außer sich rief die Scuderi: „Welcher Geist der Hölle hat mich in die entsetzliche Geschichte verwickelt, die mir das Leben kosten wird!" — In dem Augenblicke trat Baptiste hinein, bleich und erschrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen sey. Seit dem abscheulichen Prozeß der la Voisin war Desgrais Erscheinung in einem Hause der gewisse Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiste's Schreck, deßhalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: „Was ist dir, Baptiste? — Nicht wahr! — der Name Scuderi befand sich auf der Liste der la Voisin?" „Ach um Christus willen," erwiederte Baptiste, am ganzen Leibe zitternd, „wie möget Ihr nur so etwas aussprechen, aber Desgrais — der entsetzliche Desgrais, thut so geheimnißvoll, so dringend, er scheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu sehen!" — „Nun," sprach die Scuderi, „nun Baptiste, so führt ihn nur gleich herein den Menschen, der Euch so fürchterlich ist, und der mir wenigstens keine Besorgniß erregen kann." — „Der Präsident," sprach Desgrais, als er in's Gemach getreten, „der Präsident la Regnie schickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hof-

sen würde, kennte er nicht Euere Rechtschaffenheit, Euern Muth, läge nicht das letzte Mittel, eine böse Blutschuld an den Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht selbst schon Theil genommen an dem bösen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Athem hält. Olivier Brußon, seit dem er Euch gesehen hat, ist halb rasend. So sehr er schon zum Bekenntniß sich zu neigen schien, so schwört er jetzt doch auf's Neue bei Christus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unschuldig sey, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zusatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm lasten. Doch vergebens ist alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, selbst die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beschwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verschaffen, Euch nur, Euch allein will er Alles gestehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Brußons Bekenntniß zu hören.“ „Wie!“ rief die Scuderi ganz entrüstet, „soll ich dem Blutgericht zum Organ dienen, soll ich das Vertrauen des unglücklichen Menschen mißbrauchen, ihn auf's Blutgerüst zu bringen? — Nein Desgrais! — mag Brußon auch ein verruchter Mörder seyn, nie wär' es mir doch möglich, ihn so spitzbübisch zu hintergehen. Nichts mag ich von seinen Geheimnissen erfahren, die wie eine heilige Beichte

in meiner Brust verschlossen bleiben würden.“ „Vielleicht,“ versetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, „vielleicht, mein Fräulein, ändert sich Eure Gesinnung, wenn Ihr Brußon gehört habt. Batet Ihr den Präsidenten nicht selbst, er sollte menschlich seyn? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Brußons nachgibt, und so das letzte Mittel versucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Brußon längst reif ist.“ Die Scuderi schrack unwillkührlich zusammen. „Seht,“ fuhr Desgrais fort, „seht, würdige Dame, man wird Euch keineswegs zumuthen, noch einmal in jene finstere Gemächer zu treten, die Euch mit Grausen und Abscheu erfüllten. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufsehen bringt man Olivier Brußon wie einen freien Menschen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauscht, doch wohl bewacht mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen, was auf ihm lastet. Daß Ihr für Euch selbst nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür stehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er spricht von Euch mit inbrünstiger Verehrung. Er schwört, daß nur das düstre Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu sehen, ihn in den Tod gestürzt. Und dann steht es ja bei Euch, von dem, was Euch Brusson entdeckt, so viel zu sagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?“

Die Scuderi sah tief sinnend vor sich nieder. Es war ihr, als müsse sie der höheren

Macht gehorchen, die den Aufschluß irgend eines entsetzlichen Geheimnisses von ihr verlange, als könne sie sich nicht mehr den wunderbaren Verschlingungen entziehen, in die sie willenlos gerathen. Plötzlich entschlossen sprach sie mit Würde: „Gott wird mir Fassung und Standhaftigkeit geben; führt den Brußon her, ich will ihn sprechen.“

So wie damals, als Brußon das Kästchen brachte, wurde um Mitternacht an die Hausthür der Scuderi gepocht. Baptiste, von dem nächtlichen Besuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als sie an den leisen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Brußon gebracht, sich in den Gängen des Hauses vertheilten.

Endlich ging leise die Thür des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Brußon, fesselfrei, in anständigen Kleidern. „Hier ist,“ sprach Desgrais, sich ehrerbietig verneigend, „hier ist Brußon, mein würdiges Fräulein!“ und verließ das Zimmer.

Brußon sank vor der Scuderi nieder auf beide Kniee, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi schaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbst bei dem entstellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz

verzerrten Zügen strahlte der reine Ausdruck des treusten Gemüths aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Brußons Gesicht ruhen ließ, desto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Person hervor, auf die sie sich nur nicht deutlich zu besinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, sie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr kniee, sie sprach mit dem anmuthigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: „Nun, Brußon, was habt Ihr mir zu sagen?" Dieser, noch immer knieend, seufzte auf vor tiefer, inbrünstiger Wehmuth und sprach dann: „O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, ist denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen?" Die Scuderi, ihn noch aufmerksamer betrachtend, erwiederte, daß sie allerdings in seinen Zügen die Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Person gefunden, und daß er nur dieser Aehnlichkeit es verdanke, wenn sie den tiefen Abscheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Brusson, schwer verletzt durch diese Worte, erhob sich schnell und trat, den finstern Blick zu Boden gesenkt, einen Schritt zurück. Dann sprach er mit dumpfer Stimme: „Habt Ihr denn Anne Guiot ganz vergessen? — ihr Sohn Olivier — der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knieen schaukeltet, ist es, der vor Euch steht." „O um aller Heiligen willen!" rief die Scuderi, indem sie, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend in die Polster

zurücksank. Das Fräulein hatte wohl Ursache genug, sich auf diese Weise zu entsetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die sie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als sie nun herangewachsen, fand sich ein hübscher, sittiger Jüngling, Claude Brußon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeschickter Uhrmacher war, der sein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, so trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirath ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten sich ein, lebten in stiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch fester knüpfte, war die Geburt eines wunderschönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den sie Stunden, Tage lang der Mutter entriß, um ihn zu liebkosen, zu hätscheln. Daher kam es, daß der Junge sich ganz an sie gewöhnte, und eben so gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunstgenossen Brußons es dahin brachte, daß seine Arbeit mit jedem Tage abnahm, so daß er zuletzt kaum sich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnsucht nach seinem schönen heimathlichen Genf, und so geschah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Wi-

verstrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterstützung versprach, unerachtet. Noch ein Paarmal schrieb Anne an ihre Pflegmutter, dann schwieg sie, und diese mußte glauben, daß das glückliche Leben in Brußon's Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen lasse.

Es waren jetzt gerade dreiundzwanzig Jahre her, als Brußon mit seinem Weibe und Kinde Paris verlassen und nach Genf gezogen.

„O entsetzlich," rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, „o entsetzlich! — Olivier bist du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt!" — „Wohl," versetzte Olivier ruhig und gefaßt, „wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichste Mutter hätscheltet, dem Ihr, auf Euerm Schooß ihn schaukelnd, Näscherei auf Näscherei in den Mund stecktet, dem Ihr die süßesten Namen gabt, zum Jünglinge gereift, dereinst vor Euch stehen würde, gräßlicher Blutschuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, so wahr ich selig zu sterben hoffe, sey es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutschuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verschulden fiel der unglückliche Cardillac!" — Olivier gerieth bei diesen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillschweigend wies die Scuderi

auf einen kleinen Sessel, der Olivier zur Seite stand. Er ließ sich langsam nieder.

„Ich hatte Zeit genug," fing er an, „mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunst des versöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten, und so viel Ruhe und Fassung zu gewinnen, als nöthig, Euch die Geschichte meines entsetzlichen, unerhörten Mißgeschicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, so sehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimnisses, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraschen, ja mit Grausen erfüllen mag. — Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlassen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den trostlosen Aeltern mit Thränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verstand, selbst zu Thränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtseyn des drückendsten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Aeltern lebten. Mein Vater fand sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, starb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldschmidt als Lehrjunge unterzubringen. Meine Mutter sprach viel von Euch, sie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel sie die Muthlosigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falsche Scham, die oft an dem todtwunden Gemüthe nagt, hielt sie von ihrem Entschlusse zurück. Wenige Monden nach dem Tode

meines Vaters folgte ihm meine Mutter in's Grab." „Arme Anne! arme Anne!" rief die Scuderi, von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß sie hinüber ist, und nicht fallen sieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt." So schrie Olivier laut auf, indem er einen wilden, entsetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho ho," sprach Olivier mit einem bittern Lächeln, „Desgrais weckt seine Spießgesellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meister hart gehalten, unerachtet ich bald am besten arbeitete, ja wohl endlich den Meister weit übertraf. Es begab sich, daß einst ein Fremder in unsere Werkstatt kam, um einiges Geschmeide zu kaufen. Als der nun einen schönen Halsschmuck sah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, sprach: Ei ei! mein junger Freund, das ist ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wüßte in der That nicht, wer Euch noch anders übertreffen sollte, als René Cardillac, der mir freilich der erste Goldschmidt ist, den es auf der Welt gibt. Zu dem solltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in seine Werkstatt, denn nur Ihr könnt ihm beistehen in seiner kunstvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen. Die Worte des Fremden waren tief in meine

Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meister los zu machen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barsch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, so geringfügig sie auch seyn mochte. Ich sollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, sah er mich starr an mit seinen funkelnden Augen, als wollte er hineinschauen in mein Innerstes. Dann sprach er: Du bist ein tüchtiger, wackerer Geselle, du kannst zu mir ziehen und mir helfen in der Werkstatt. Ich zahle dir gut, du wirst mit mir zufrieden seyn. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon gesehen zu haben, die, irre ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillacs damals sich aufhielt. Endlich kam sie. O du ewige Macht des Himmels, wie geschah mir, als ich das Engelsbild sah! — Hat je ein Mensch so geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!"

Olivier konnte vor Wehmuth nicht weiter sprechen. Er hielt beide Hände vor's Gesicht und schluchzte heftig. Endlich, mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend, sprach er weiter:

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkstatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So streng der Vater uns bewachte, mancher ver-

stohlne Händedruck galt als Zeichen des geschlossenen Bundes. Cardillac schien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erst seine Gunst gewonnen, und konnte ich die Meisterschaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finstern Blick. Ich bedarf deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hause noch in dieser Stunde, und laß dich nie mehr vor meinen Augen sehen. Warum ich dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich dir nicht zu sagen. Für dich armen Schlucker hängt die süße Frucht zu hoch, nach der du trachtest! Ich wollte reden, er packte mich aber mit starker Faust und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederstürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerrissen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußersten Ende der Vorstadt St. Martin einen gutmühigen Bekannten, der mich aufnahm in seine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Rast. Zur Nachtzeit umschlich ich Cardillacs Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klage vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenster herab unbelauscht zu sprechen. Allerlei verwogene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich sie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaise schließt sich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerstückelten Stein-

bildern darin. Dicht bei einem solchen Steinbilde stehe ich in einer Nacht und sehe hinauf nach den Fenstern des Hauses, die in den Hof gehen, den die Mauer einschließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkstatt. Es ist Mitternacht, nie war sonst Cardillac zu dieser Stunde wach, er pflegte sich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verschwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entsetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als sey das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein sich langsam dreht, und hinter demselben eine finstere Gestalt hervorschlüpft, die leisen Trittes die Straße hinabgeht. Ich springe an das Steinbild hinan, es steht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkührlich, wie von einer innern Macht getrieben, schleiche ich hinter der Gestalt her. Gerade bei einem Marienbild schaut die Gestalt sich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr in's Antlitz. Es ist Cardillac! Eine unbegreifliche Angst, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber fest gebannt muß ich fort — nach — dem gespenstischen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meister, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds ist, in der solcher Spuck die Schlafenden

bethört. Endlich verschwindet Cardillac seitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, wiewohl bekannten Räuspern gewahre ich indessen, daß er in die Einfahrt eines Hauses getreten ist. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich selbst voll Erstaunen, und drücke mich dicht an die Häuser. Nicht lange dauert's, so kommt singend und trillernd ein Mann daher mit leuchtendem Federbusch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf seinen Raub, stürzt sich Cardillac aus seinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demselben Augenblick röchelnd zu Boden sinkt. Mit einem Schrei des Entsetzens springe ich heran, Cardillac ist über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meister Cardillac, was thut Ihr, rufe ich laut. „Vermaledeiter!" brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesschnelle bei mir vorbei und verschwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich kniee bei ihm nieder, vielleicht, denke ich, ist er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens ist mehr in ihm. In meiner Todesangst gewahre ich kaum, daß mich die Marechaussee umringt hat. „Schon wieder einer von den Teufeln niedergestreckt — he he — junger Mensch, was machst du da — bist einer von der Bande? — fort mit dir!" So schrien sie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu stammeln, daß ich solche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begehen können, und daß sie mich

im Frieden ziehen lassen möchten. Da leuchtet mir einer in's Gesicht und ruft lachend: Das ist Olivier Brußon, der Goldschmidtsgeselle, der bei unserm ehrlichen, braven Meister René Cardillac arbeitet! — ja — der wird die Leute auf der Straße morden! — sieht mir recht darnach aus — ist recht nach der Art der Mordbuben, daß sie beim Leichnam lamentiren und sich fangen lassen werden. — Wie war's, Junge? — erzähle dreist. Dicht vor mir, sprach ich, sprang ein Mensch auf den dort los, stieß ihn nieder und rannte blitzschnell davon, als ich laut aufschrie. Ich wollte doch sehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre. Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der ist hin, durch's Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchstich. Teufel, spricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu spät wie vorgestern; damit entfernen sie sich mit dem Leichnam.

„Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht sagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böser Traum mich necke, es war mir, als müßte ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die steinernen Stufen eines Hauses gesunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Officierhut, reich mit Federn geschmückt, lag vor mir auf dem Pflaster. Cardillacs blutige That, auf der Stelle be-

gangen, wo ich saß, ging vor mir hell auf. Entsetzt rannte ich von dannen."

„Ganz verwirrt, beinahe besinnungslos sitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf und René Cardillac tritt herein. „Um Christus willen! was wollt Ihr?" schrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutseligkeit, die meinen innern Abscheu vermehrt. Er rückt sich einen alten, gebrechlichen Schemmel heran und setzt sich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olivier," fängt er an, „wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der That garstig übereilt, als ich dich aus dem Hause stieß, du fehlst mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hilfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkstatt arbeitetest? — Du schweigst? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollte ich's dir, daß ich auf dich zornig war, wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher, und gefunden, daß bei deiner Geschicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen bessern Eidam wünschen kann als eben dich. Komm also mit mir und siehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magst."

„Cardillacs Worte durchschnitten mir das

Herz, ich erbebte vor seiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. „Du zauderst," fuhr er nun fort mit scharfem Ton, indem seine funkelnden Augen mich durchbohren, „du zauderst? — du kannst vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du hast andere Dinge vor! — du willst vielleicht Desgrais besuchen, oder dich gar einführen lassen bei d'Argenson oder la Regnie. Nimm dich in Acht, Bursche, daß die Krallen, die du hervorlocken willst zu anderer Leute Verderben, dich nicht selbst fassen und zerreißen." Da macht sich mein tief empörtes Gemüth plötzlich Luft. „Mögen die," rufe ich, „mögen die, die sich gräßlicher Unthat bewußt sind, jene Namen fürchten, die Ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen." „Eigentlich," spricht Cardillac weiter, „eigentlich, Olivier, machte es dir Ehre, wenn du bei mir arbeitest, bei mir, dem berühmtesten Meister seiner Zeit, überall hochgeachtet wegen seiner Treue und Rechtschaffenheit, so daß jede böse Verläumdung schwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. — Was nun Madelon betrifft, so muß ich dir nur gestehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankest. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warst, fiel sie mir zu Füßen, umschlang meine Kniee und gestand unter tausend Thränen, daß sie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, sie bilde sich das nur ein, wie

es denn bei jungen, verliebten Dingern zu geschehen pflegt, daß sie gleich sterben wollen, wenn das erste Milchgesicht sie freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde siech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief sie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich sie nicht verzweifeln lassen. Gestern Abend sagte ich ihr, ich willige in Alles und werde dich heute holen. Da ist sie über Nacht aufgeblüht wie eine Rose, und harrt nun auf dich ganz außer sich vor Liebessehnsucht." — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber selbst weiß ich nicht, wie es geschah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hause stand, daß Madelon lautaufjauchzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte an mich gestürzt, mich mit beiden Armen umschlang, mich fest an ihre Brust drückte, daß ich im Uebermaaß des höchsten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen schwor, sie nimmer, nimmer zu verlassen!"

Erschüttert von dem Andenken an diesen entscheidenden Augenblick mußte Olivier innehalten. Die Scuderi, von Grausen erfüllt über die Unthat eines Mannes, den sie für die Tugend, die Rechtschaffenheit selbst gehalten, rief: „Entsetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unsere gute Stadt so lange zur Räuberhöhle machte?" „Was sagt Ihr, mein Fräulein," sprach Olivier, „zur Bande? Nie hat es eine solche

Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt seine Schlachtopfer suchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er seine Streiche führte, die unüberwundene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimnisse des verruchtesten und zugleich unglücklichsten aller Menschen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meister befand, jeder mag die sich leicht denken. Der Schritt war geschehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als sey ich selbst Cardillacs Mordgehilfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äußere Spur namenlosen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkstatt, nicht in's Antlitz vermochte ich ihm zu schauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grausen, das mich durchbebte in der Nähe des entsetzlichen Menschen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht seine Unthaten verschleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttischer Liebe. Das Herz durchbohrte es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den verlarvten Bösewicht, sie ja, mit aller höllischen List des Satans getäuscht, der gräßlichsten Verzweiflung unterliegen müsse. Schon das verschloß mir den

Mund, und hätt' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müssen. Ungeachtet ich aus den Reden der Marechaussee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Unthaten, ihr Motiv, die Art, sie auszuführen, ein Räthsel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der sonst meinen Abscheu erregend, bei der Arbeit in der heitersten Laune scherzte und lachte, sehr ernst und in sich gekehrt. Plötzlich warf er das Geschmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, stand heftig auf und sprach: „Olivier! — es kann zwischen uns Beiden nicht so bleiben, dieß Verhältniß ist mir unerträglich. — Was der feinsten Schlauheit Desgrais und seiner Spießgesellen nicht gelang zu entdecken, das spielte dir der Zufall in die Hände. Du hast mich geschaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böser Stern treibt, kein Widerstand ist möglich. — Auch dein böser Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringlichen Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandeltest wie das kleinste Thier, so daß ich, der ich in der tiefsten Nacht klar schaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinste Geräusch, das Summen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böser Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath ist, so wie du jetzt stehst, nicht mehr zu denken. Darum magst du Alles wissen.“ „Nimmermehr werd' ich dein Gefährte

seyn, heuchlerischer Bösewicht.“ So wollte ich aufschreien, aber das innere Entsetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfaßt, schnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverständigen Laut auszustoßen. Cardillac setzte sich wieder in seinen Arbeitsstuhl. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Er schien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, sich mühsam zu fassen. Endlich fing er an: „Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften, willenlosen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geschichte. Als die mit mir im ersten Monat schwanger ging, schaute sie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffest zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in spanischer Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der sie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Wesen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdisches Gut dünkten. Derselbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheirathet, ihrer Tugend nachgestellt, war aber mit Abscheu zurückgewiesen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als sey er im Glanz der strahlenden Diamanten ein Wesen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der

Cavalier bemerkte die sehnsuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu seyn als vormals. Er wußte sich ihr zu nähern, noch mehr, sie von ihren Bekannten fort an einen einsamen Ort zu locken. Dort schloß er sie brünstig in seine Arme, meine Mutter faßte nach der schönen Kette, aber in demselben Augenblick sank er nieder und riß meine Mutter mit sich zu Boden. Sey es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Ursache, genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, sich den im Todeskrampf erstarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloschen, auf sie gerichtet, wälzte der Todte sich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hilfsgeschrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und sie retteten aus den Armen des grausigen Liebhabers. Das Entsetzen warf meine Mutter auf ein schweres Krankenlager. Man gab sie, mich verloren, doch sie gesundete und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böser Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeschossen, der in mir eine der seltsamsten und verderblichsten Leidenschaften entzündet. Schon in der frühesten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geschmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindische Neigung. Aber es zeigte sich anders,

denn als Knabe stahl ich Gold und Juwelen, wo ich ihrer habhaft werden konnte. Wie der geübteste Kenner unterschied ich aus Instinkt unächtes Geschmeide von ächtem. Nur dieses lockte mich, unächtes so wie gemeinnütziges Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grausamsten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldschmidts-Profession. Ich arbeitete mit Leidenschaft und wurde bald der erste Meister dieser Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, so lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, Alles um sich her wegzehrend. So wie ich ein Geschmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Trostlosigkeit, die mir Schlaf, Gesundheit — Lebensmuth raubte. — Wie ein Gespenst stand Tag und Nacht die Person, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geschmückt mit meinem Geschmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es ist ja dein — es ist ja dein — nimm es doch — was sollen die Diamanten dem Todten! — Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünste. Ich hatte Zutritt in den Häusern der Großen, ich nützte schnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerstand meinem Geschick, und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb selbst das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ sich dennoch vernehmen, und

höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geschmeide trägt ein Todter! — Selbst wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unaussprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefsten Innern regte sich eine Mordlust gegen sie, vor der ich selbst erbebte. — In dieser Zeit kaufte ich dieses Haus. Ich war mit dem Besitzer Handels einig worden, hier in diesem Gemach saßen wir erfreut über das geschlossene Geschäft beisammen, und tranken eine Flasche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da sprach mein Verkäufer: Hört, Meister René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieses Hauses bekannt machen. Darauf schloß er jenen in die Mauer eingeführten Schrank auf, schob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte sich nieder, hob eine Fallthüre auf. Eine steile, schmale Treppe stiegen wir hinab, kamen an ein schmales Pförtchen, das er aufschloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun schritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, schob an einem nur wenig hervorragenden Eisen, und alsbald drehte sich ein Stück Mauer los, so daß ein Mensch bequem durch die Oeffnung schlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magst einmal das Kunststück sehen, Olivier, das wahrscheinlich schlaue Mönche des Klosters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einschlüpfen zu können. Es ist ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in

das von außenher eine Bildsäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt ist, welches sich mit sammt der Bildsäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken stiegen in mir auf, als ich diese Einrichtung sah, es war mir, als sey vorgearbeitet solchen Thaten, die mir selbst noch ein Geheimniß blieben. Eben hatte ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerinn bestimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Gespenst hing sich an meine Schritte — der lispelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angstschweiß gebadet wälzte ich mich schlaflos auf dem Lager! Ich sehe im Geiste den Menschen zu der Tänzerinn schleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth springe ich auf — werfe den Mantel um — steige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaise. — Er kommt, ich falle über ihn her, er schreit auf, doch von hinten festgepackt stoße ich ihm den Dolch in's Herz — der Schmuck ist mein! — Dieß gethan fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie sonst niemals. Das Gespenst war verschwunden, die Stimme des Satans schwieg. Nun wußte ich, was mein böser Stern wollte, ich mußte ihm nachgeben oder untergehen! — Du begreifst jetzt mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht lassen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des

Erbarmens, was in der Natur des Menschen bedingt seyn soll, rein entsagt habe. Du weißt, wie schwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich sogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Gespenst verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Faustschlage bewenden lasse, der den Besitzer meines Kleinods zu Boden streckt, und mir dieses in die Hand liefert." — Dieß alles gesprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick seines Juwelen-Cabinets. Der König besitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen, daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen es gearbeitet, wann es durch Diebstahl, Raub oder Mord genommen worden. „An deinem Hochzeitstage," sprach Cardillac dumpf und feierlich, „an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirst du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Christus Bild, einen heiligen Eid schwören, so wie ich gestorben, alle diese Reichthümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menschlich Wesen, und am wenigsten Madelon und du, in den Besitz des mit Blut erkauften Horts komme." Gefangen in diesem Labyrinth des Verbrechens, zerrissen von Liebe und Abscheu, von Wonne und Entsetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühen-

den Krallen festgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem sich alle Seligkeit des hohen Himmels abspiegelt, wird ihm zur grimmigsten seiner Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbstmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu schwach war, mit Gewalt eine Leidenschaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen fesselte; aber büße ich nicht dafür mit schmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hause ungewöhnlich heiter. Er liebkoste Madelon, warf mir die freundlichsten Blicke zu, trank bei Tische eine Flasche edlen Weins, wie er es nur an hohen Fest- und Feiertagen zu thun pflegte, sang und jubilirte. Madelon hatte uns verlassen, ich wollte in die Werkstatt: „Bleib sitzen, Junge," rief Cardillac, „heut keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigsten, vortrefflichsten Dame in Paris." Nachdem ich mit ihm angestoßen und er ein volles Glas geleert hatte, sprach er: „Sag' an, Olivier! wie gefallen dir die Verse:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour!»

Er erzählte nun, was sich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, wie sonst kein menschliches Wesen, und daß Ihr, mit solch hoher Tugend begabt,

vor welcher der böse Stern kraftlos erbleiche, selbst den schönsten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böses Gespenst, Mordgedanken in ihm erregen würdet. „Höre, Olivier," sprach er, „wozu ich entschlossen. Vor langer Zeit sollt' ich Halsschmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England, und selbst die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Brust, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müssen. Du weißt der Prinzessinn unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn nun als Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein v. Scuderi senden im Namen der verfolgten Bande. — Außerdem, daß die Scuderi das sprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais und seine Gesellen, wie sie es verdienen. — Du sollst ihr den Schmuck hintragen." So wie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden schwarze Schleier weggezogen, und das schöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ging wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Trost in meine Seele, ein Hoffnungsstrahl, vor dem die finstern Geister schwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den seine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach seiner Art deuten. „Dir scheint," sprach er „mein Vorhaben zu behagen. Gestehen kann ich wohl,

daß eine tief' innere Stimme, sehr verschieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich solches thue. — Manchmal wird mir wunderlich im Gemüthe — eine innere Angst, die Furcht vor irgend etwas Entsetzlichem, dessen Schauer aus einem fernen Jenseits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltsam. Es ist mir dann sogar, als ob das, was der böse Stern begonnen durch mich, meiner unsterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In solcher Stimmung beschloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Eustache eine schöne Diamanten-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angst überfiel mich stärker, so oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt ist es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit selbst demuthsvoll ein Opfer bringe und wirksame Fürsprache erflehe, indem ich der Scuderi den schönsten Schmuck sende, den ich jemals gearbeitet." — Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweise, mein Fräulein, auf das genauste bekannt, gab mir nun Art und Weise so wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein sauberes Kästchen schloß, abliefern solle. Mein ganzes Wesen war Entzücken, denn der Himmel selbst zeigte mir durch den frevelichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verstoßener Sünder, schmachtete. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillacs Willen wollt' ich bis zu Euch

dringen. Als Anne Brußons Sohn, als Euer Pflegling gedacht ich, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenlosen Elend, das der armen, unschuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß beachtet, aber Euer hoher, scharfsinniger Geist fand gewiß sichre Mittel, ohne jener Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillacs zu steuern. Fragt mich nicht, worin diese Mittel hätten bestehen sollen, ich weiß es nicht — aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung fest in meiner Seele, wie der Glaube an die trostreiche Hilfe der heiligen Jungfrau. — Ihr wißt, Fräulein, daß meine Absicht in jener Nacht fehlschlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu seyn. Da geschah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er schlich trübe umher, starrte vor sich hin, murmelte unverständliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von sich abwehrend, sein Geist schien gequält von bösen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich setzte er sich an den Werktisch, sprang unmuthig wieder auf, schaute durch's Fenster, sprach ernst und düster: „Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen!" — Die Worte erfüllten mich mit Entsetzen. Nun wußt' ich, daß sein irrer Geist wieder erfaßt war von dem abscheulichen Mordgespenst, daß des Satans Stimme wieder laut worden

vor seinen Ohren. Ich sah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Cardillac nur seinen Schmuck wieder in Händen, so war't Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutsche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beschwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillacs Hände zu bringen. Ihr kommt nicht. Meine Angst stieg bis zur Verzweiflung, als andern Tages Cardillac von nichts anderm sprach, als von dem köstlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einen Mordanschlag brüte, den er gewiß schon in der Nacht auszuführen sich vorgenommen. Euch retten mußt' ich, und soll' es Cardillacs Leben kosten. So wie Cardillac nach dem Abendgebet sich wie gewöhnlich eingeschlossen, stieg ich durch ein Fenster in den Hof, schlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und stellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, so kam Cardillac heraus und schlich leise durch die Staße fort. Ich hinter ihm her. Es ging nach der Straße St. Honorée, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einemmal mir entschwunden. Ich beschloß, mich an Eure Hausthüre zu stellen. Da kommt singend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuschauer von Cardillacs Mordthat machte, ein Officier bei

mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demselben Augenblick springt eine schwarze Gestalt hervor und fällt über ihn her. Es ist Cardillac. Diesen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sätzen zur Stelle — Nicht der Officier — Cardillac sinkt zum Tode getroffen röchelnd zu Boden. Der Officier läßt den Dolch fallen, reißt den Degen aus der Scheide, stellt sich, wähnend, ich sey des Mördes Geselle, kampffertig mir entgegen, eilt aber schnell davon, als er gewahrte, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam untersuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Officier hatte fallen lassen, zu mir gesteckt, auf die Schultern und schleppe ihn mühsam fort nach Hause, und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkstatt. — Das Uebrige ist Euch bekannt. Ihr seht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin besteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verrieth, und so seinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutschuld. — Keine Marter wird mir das Geheimniß von Cardillacs Unthaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutschuld verschleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seyns noch jetzt tödtend auf sie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch

jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schande brandmarke. — Nein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unschuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer seyn über des geliebten Vaters entsetzliche Thaten der Hölle!" —

Olivier schwieg, aber nun stürzte plötzlich ein Thränenstrom aus seinen Augen, er warf sich der Scuderi zu Füßen, und flehte: „Ihr seyd von meiner Unschuld überzeugt — gewiß Ihr seyd es! — Habt Erbarmen mit mir, sagt, wie steht es um Madelon?" — Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Oliviers Hals. „Nun ist Alles gut, da du hier bist — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigste Dame dich retten würde!" So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß sein Schicksal, Alles was ihm drohte, er war frei und selig. Auf das rührendste klagten Beide sich, was sie um einander gelitten, und umarmten sich dann auf's neue, und weinten vor Entzücken, daß sie sich wieder gefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Oliviers Unschuld schon überzeugt gewesen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen seyn, da sie die Beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigsten Liebesbündnisses die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloses Leiden. „Nein," rief sie,

„solch seliger Vergessenheit ist nur ein reines Herz fähig.“

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch die Fenster. Desgrais klopfte leise an die Thür des Gemachs, und erinnerte, daß es Zeit sey, Olivier Brußon fortzuschaffen, da ohne Aufsehen zu erregen das später nicht geschehen könne. Die Liebenden mußten sich trennen. —

Die dunkeln Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüth befangen seit Brußons erstem Eintritt in ihr Haus, hatten sich nun zum Leben gestaltet auf furchtbare Weise. Den Sohn ihrer geliebten Anne sah sie schuldlos verstrickt auf eine Art, daß ihn vom schmachvollen Tode zu retten kaum denkbar schien. Sie ehrte des Jünglings Heldensinn, der lieber schuldbeladen sterben, als ein Geheimniß verrathen wollte, das seiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand sie kein Mittel, den Aermsten dem grausamen Gerichtshofe zu entreißen. Und doch stand es fest in ihrer Seele, daß sie kein Opfer scheuen müsse, das himmelschreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte sich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abentheuerliche streiften, und die sie eben so schnell verwarf, als auffaßte. Immer mehr verschwand jeder Hoffnungsschimmer, so daß sie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes, frommes, kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der sie von dem Geliebten sprach,

der nun bald, freigesprochen von jeder Schuld, sie als Gattinn umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grade wieder auf, als sie davon bis tief in's Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu thun, schrieb die Scuderi an la Regnie einen langen Brief, worin sie ihm sagte, daß Olivier Brußon ihr auf die glaubwürdigste Weise seine völlige Unschuld an Cardillacs Tode dargethan habe, und daß nur der heldenmüthige Entschluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, dessen Enthüllung die Unschuld und Tugend selbst verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geständniß abzulegen, das ihn von dem entsetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Cardillac ermordet, sondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müsse. Alles, was glühender Eifer, was geistvolle Beredsamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboten, la Regnie's hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Brußon sich bei seiner hohen, würdigen Gönnerinn gänzlich gerechtfertigt habe. Was Oliviers heldenmüthigen Entschluß betreffe, ein Geheimniß, das sich auf die That beziehe, mit in's Grab nehmen zu wollen, so thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmuth nicht ehren könne, denselben vielmehr durch die kräftigsten Mittel zu brechen suchen müsse. Nach drei Tagen hoffte er in dem Besitze des seltsamen

Geheimnisses zu seyn, das wahrscheinlich geschehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Brußons Heldenmuth brechen sollen, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangst fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufschub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverständigen dienlich seyn könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteste Advocat in Paris. Seiner tiefen Wissenschaft, seinem umfassenden Verstande war seine Rechtschaffenheit, seine Tugend gleich. Zu dem begab sich die Scuderi, und sagte ihm Alles, so weit es möglich war, ohne Brußons Geheimniß zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer sich des Unschuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das Bitterste getäuscht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört, und erwiederte dann lächelnd mit Boileau's Worten: »Le vrai peut quelque fois n'être pas vrai semblable.« — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendsten Verdachtsgründe wider Brusson sprächen, daß la Regnie's Verfahren keineswegs grausam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz gesetzlich sey, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, selbst getraue sich nicht, durch die geschickteste Vertheidigung Brusson von der Tortur zu retten. Nur Brußon

selbst könne das entweder durch aufrichtiges Geständniß oder wenigstens durch die genaueste Erzählung der Umstände bei dem Morde Cardillacs, die dann vielleicht erst zu neuen Ausmittlungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen, und flehe um Gnade," sprach die Scuderi ganz außer sich mit von Thränen halb erstickter Stimme. „Thut das," rief d'Andilly, „thut das um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! — Spart Euch dieses letzte Hilfsmittel auf, das, schlug es einmal fehl, Euch für immer verloren ist. Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterste Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich ist es, daß Brußon durch Entdeckung seines Geheimnisses oder sonst Mittel findet, den wider ihn streitenden Verdacht aufzuheben. Dann ist es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewiesen ist, oder nicht, sondern seine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird." — Die Scuderi mußte dem tief erfahrnen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer versenkt, sinnend und sinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen sie nun anfangen solle, um den unglücklichen Brußon zu retten, saß sie am späten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat, und den Grafen von Miossens, Obristen von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünsche, das Fräulein zu sprechen.

„Verzeiht," sprach Miossens, indem er sich mit soldatischem Anstande verbeugte, „verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch so spät, so zu ungelegener Zeit überlaste. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zu dem bin ich mit zwei Worten entschuldigt. — Olivier Brußon führt mich zu Euch." Die Scuderi, hoch gespannt, was sie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: „Olivier Brußon? der Unglücklichste aller Menschen? — was habt Ihr mit ihm?" — „Dacht' ich's doch," sprach Miossens lächelnd weiter, „daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verschaffen. Die ganze Welt ist von Brußons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die sich freilich nur auf die Betheurungen des Angeklagten stützen soll, wie man gesagt hat. Mit mir ist es anders. Niemand als ich kann besser überzeugt seyn von Brußons Unschuld an dem Tode Cardillacs." „Redet, o redet!" rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. „Ich," sprach Miossens mit Nachdruck, „ich war es selbst, der den alten Goldschmidt niederstieß in der Straße St. Honorée, unfern Euerm Hause." „Um aller Heiligen willen, Ihr — Ihr!" rief die Scuderi. „Und," fuhr Miossens fort, „und ich schwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich stolz bin auf meine That. Wisset, daß Cardillac der verruchteste, heuchlerischste Bösewicht, daß er es war, der in der

Nacht heimtückisch mordete und raubte, und so lange allen Schlingen entging. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht sich in mir gegen den alten Bösewicht regte, als er voll sichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich bestellt, als er sich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck bestimmt, und als er auf recht listige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewisse Dame zu besuchen pflege. — Längst war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abscheulichen Raubgier alle dieselbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich tödten mußte, eingeübt war, und darauf rechnete. Schlug der fehl, so galt es den gleichen Kampf. Dieß ließ mich eine Vorsichtsmaßregel brauchen, die so einfach ist, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längst darauf fielen, und sich retteten von dem bedrohlichen Mordwesen. Ich trug einen leichten Brustharnisch unter der Weste. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Riesenkraft, aber der sicher geführte Stoß glitt ab an dem Eisen. In demselben Augenblick entwand ich mich ihm, und stieß ihm den Dolch, den ich in Bereitschaft hatte, in die Brust." „Und Ihr schweigt," fragte die Scuderi, „Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geschehen?" „Erlaubt," sprach Miossens weiter, „erlaubt, mein Fräulein, zu bemerken, daß eine solche Anzeige mich, wo nicht geradezu in's Verderben, doch in den abscheulichsten Prozeß

verwickeln konnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtschaffenen Cardillac, das Muster aller Frömmigkeit und Tugend, des versuchten Mordes angeklagt? Wie wenn das Schwert der Gerechtigkeit seine Spitze wider mich selbst gewandt?" „Das war nicht möglich," rief die Scuderi, „Eure Geburt — Euer Stand —" „O," fuhr Miossens fort, „denkt doch an den Marschall von Luxemburg, den der Einfall, sich von le Sage das Horoscop stellen zu lassen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Bastille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb' ich Preis dem rasenden la Regnie, der sein Messer gern an unsere alten Kehlen setzte." „Aber so bringt Ihr ja den unschuldigen Brußon auf's Schaffott?" fiel ihm die Scuderi in's Wort. „Unschuldig," erwiederte Miossens, „unschuldig, mein Fräulein, nennt Ihr des verruchten Cardilacs Spießgesellen? — der ihm beistand in seinen Thaten? der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zusammenhang der Sache entdeckte, geschah in der Voraussetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weise für Euern Schützling zu nützen verstehen würdet."

Die Scuderi, im Innersten entzückt, ihre

Ueberzeugung von Brußons Unschuld auf solch entscheidende Weise bestätigt zu sehen, nahm gar keinen Anstand, dem Grafen, der Cardillacs Verbrechen ja schon kannte, Alles zu entdecken und ihn aufzufordern, sich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem sollte unter dem Siegel der Verschwiegenheit Alles entdeckt werden, der solle dann Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm Alles auf das genaueste erzählt hatte, erkundigte sich nochmals nach den geringfügigsten Umständen. Insbesondere fragte er den Grafen Miossens, ob er auch die feste Ueberzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Brußon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. „Außerdem," erwiederte Miosssens, „daß ich in der mondhellen Nacht den Goldschmidt recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie selbst den Dolch gesehen, mit dem Cardillac niedergestossen wurde. Es ist der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm stehend gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können."

D'Andilly sah schweigend einige Augenblicke vor sich nieder, dann sprach er: „Auf gewöhnlichem Wege ist Brußon aus den Händen der Justiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er

will Madelons halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er thun, denn selbst, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zusammengeraubten Schatzes dieß nachzuweisen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Dasselbe Verhältniß bleibt stehen, wenn der Graf Miossens die Begebenheit mit dem Goldschmidt, wie sie wirklich sich zutrug, den Richtern entdecken sollte. Aufschub ist das Einzige, wornach getrachtet werden muß. Graf Miossens begibt sich nach der Conciergerie, läßt sich Olivier Brußons vorstellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardilacs fortschaffte. Er eilt zu la Regnie und sagt: In der Straße St. Honorée sah ich einen Menschen niederstoßen, ich stand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzusprang, sich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben spürte, auf die Schultern lud und forttrug. In Olivier Brußon habe ich diesen Menschen erkannt. Diese Aussage veranlaßt Brußons nochmalige Vernehmung, Zusammenstellung mit dem Grafen Miossens. Genug, die Tortur unterbleibt und man forscht weiter nach. Dann ist es Zeit, sich an den König selbst zu wenden. Euerm Scharfsinn, mein Fräulein! bleibt es überlassen, dieß auf die geschickteste Weise zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut seyn, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch diese Aussage des Grafen

Miossens werden Brußons Geständnisse unterstützt. Dasselbe geschieht vielleicht durch geheime Nachforschung in Cardillacs Hause. Keinen Rathsspruch, aber des Königs Entscheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter strafen muß, Gnade ausspricht, gestützt, kann das Alles begründen." — Graf Miossens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geschah wirklich, was dieser vorhergesehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dieß war der schwierigste Punkt, da er gegen Brußon, den er allein für den entsetzlichen Raubmörder hielt, welcher so lange Zeit hindurch ganz Paris in Angst und Schrecken gesetzt hatte, solchen Abscheu hegte, daß er, nur leise erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigsten Zorn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundsatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und so war Brußons Schicksal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte sie einen Entschluß eben so schnell als sie ihn ausführte. Sie kleidete sich in eine schwarze Farbe von schwerem Seidenzeug, schmückte sich mit Cardillacs köstlichem Geschmeide, hing einen langen, schwarzen Schleier über, und erschien so in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Gestalt des ehrwürdigen Fräuleins in diesem feierlichen Anzuge, hatte eine Majestät,

die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte selbst bei dem losen Volk, das gewohnt ist, in den Vorzimmern sein leichtsinnig nichts beachtendes Wesen zu treiben. Alles wich scheu zur Seite, und als sie nun eintrat, stand selbst der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köstlichen Diamanten des Halsbands, der Armbänder in's Auge, und er rief: „Bei'm Himmel, das ist Cardillacs Geschmeide!“ Und dann sich zur Maintenon wendend fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: „Seht, Frau Marquise, wie unsere schöne Braut um ihren Bräutigam trauert.“ „Ei, gnädiger Herr,“ fiel die Scuderi wie den Scherz fortsetzend ein, „wie würd' es ziemen einer Schmerz erfüllten Braut, sich so glanzvoll zu schmücken? Nein, ich habe mich ganz losgesagt von diesem Goldschmidt, und dächte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abscheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen.“ „Wie,“ fragte der König, „wie! Ihr habt ihn gesehen, den armen Teufel?“ Die Scuderi erzählte nun mit kurzen Worten, wie sie der Zufall (noch erwähnte sie nicht der Einmischung Brußons) vor Cardillacs Haus gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie schilderte Madelons wilden Schmerz, den tiefen Eindruck, den das Himmelskind auf sie gemacht, die Art, wie sie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais Händen gerettet. Mit immer stei-

gendem und steigendem Interesse begannen nun die Scenen mit la Regnie — mit Desgrais — mit Olivier Brußon selbst. Der König, hingerissen von der Gewalt des lebendigsten Lebens, das in der Scuderi Rede glühte, gewahrte nicht, daß von dem gehässigen Prozeß des ihm abscheulichen Brußons die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der innern Bewegung. Ehe er sich's versah, ganz außer sich über das Unerhörte, was er erfahren und noch nicht vermögend Alles zu ordnen, lag die Scuderi schon zu seinen Füßen und flehte um Gnade für Oliver Brußon. „Was thut Ihr," brach der König los, indem er sie bei beiden Händen faßte und in den Sessel nöthigte, „was thut Ihr, mein Fräulein! — Ihr überrascht mich auf seltsame Weise! — Das ist ja eine entsetzliche Geschichte! — Wer bürgt für die Wahrheit der abentheuerlichen Erzählung Brußons?" Darauf die Scuderi: „Miossens Aussage — die Untersuchung in Cardillacs Hause — innere Ueberzeugung — ach! Madelons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Brußon erkannte!" — Der König, im Begriff, etwas zu erwiedern, wandte sich auf ein Geräusch um, das an der Thüre entstand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, sah hinein mit besorglicher Miene. Der König stand auf und verließ Louvois folgend das Zimmer. Beide,

die Scuderi, die Maintenon hielten diese Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überrascht, mochte der König sich hüten, in die gestellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, schritt rasch ein Paarmal im Zimmer auf und ab, stellte sich dann, die Hände über den Rücken geschlagen, dicht vor der Scuderi hin und sprach, ohne sie anzublicken, halb leise: „Wohl möcht' ich Eure Madelon sehen!“ — Darauf die Scuderi: „O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winks bedürft' es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu sehen.“ Und trippelte dann, so schnell sie es in den schweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor sich lassen, und kam zurück und weinte und schluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scuderi hatte solche Gunst geahnet, und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquise Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittschrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgesetzt. In wenig Augenblicken lag sie sprachlos dem Könige zu Füßen. Angst — Bestürzung — scheue Ehrfurcht — Liebe und Schmerz — trieben der Armen rascher und rascher das siedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen — die dann und wann hinabfie-

len durch die seidenen Wimpern auf den schönen Lilienbusen. Der König schien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelkindes. Er hob das Mädchen sanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küssen. Er ließ sie wieder und schaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefsten innern Rührung zeugte. Leise lispelte die Maintenon der Scuderi zu: „Sieht sie nicht der la Valliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? — Der König schwelgt in den süßesten Erinnerungen. Euer Spiel ist gewonnen." — So leise dieß auch die Maintenon sprach, doch schien es der König vernommen zu haben. Eine Röthe überflog sein Gesicht, sein Blick streifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreicht, und sprach dann mild und gütig: „Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind, von deines Geliebten Unschuld überzeugt bist, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu sagt!" — Eine sanfte Bewegung mit der Hand verabschiedete die Kleine, die in Thränen verschwimmen wollte. — Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Valliere, so ersprießlich sie anfangs geschienen, des Königs Sinn geändert hatte, so wie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es seyn, daß der König sich auf unzarte Weise daran erinnert fühlte, daß er im Begriff stehe, das strenge Recht der Schönheit

aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem König wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die schönen Zauberbilder, die er zu umfassen gedachte, schnell verschwinden. Vielleicht sah er nun nicht mehr seine Valliere vor sich, sondern dachte nur an die Soeur Louise de la miséricorde (der Valliere Klostername bei den Carmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beschlüsse ruhig abzuwarten.

Des Grafen Miossens Aussage vor der Chambre ardente war indessen bekannt geworden, und wie es zu geschehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, so wurde derselbe, den man erst als den verruchtesten Mörder verfluchte und den man zu zerreißen drohte, noch ehe er die Blutbühne bestiegen, als unschuldiges Opfer einer barbarischen Justiz beklagt. Nun erst erinnerten sich die Nachbarsleute seines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldschmidt gehegt. — Ganze Züge des Volks erschienen oft auf bedrohliche Weise vor la Regnie's Pallast und schrieen: „Gib uns Olivier Brußon heraus, er ist unschuldig!" und warfen wohl gar Steine nach den Fenstern, so daß la Regnie genöthigt war, bei der Marechaussee Schutz zu suchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scu-

deri von Olivier Brußons Prozeß nur das Mindeste bekannt wurde. Ganz trostlos begab sie sich zur Maintenon, die aber versicherte, daß der König über die Sache schweige, und es gar nicht gerathen scheine, ihn daran zu erinnern. Fragte sie nun noch mit sonderbarem Lächeln, was denn die kleine Valliere mache? so überzeugte sich die Scuderi, daß tief im Innern der stolzen Frau sich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf dessen Zauber sie sich nicht verstand. Von der Maintenon konnte sie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hilfe gelang es der Scuderi, auszukundschaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem Grafen Miossens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrautester Kammerdiener und Geschäftsträger, in der Conciergerie gewesen, und mit Brußon gesprochen, daß endlich in einer Nacht eben derselbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillac's Hause gewesen und sich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, versicherte, die ganze Nacht habe es über seinem Kopfe gepoltert, und gewiß sey Olivier dabei gewesen, denn er habe seine Stimme genau erkannt. So viel war also gewiß, daß der König selbst dem wahren Zusammenhange der Sache nachforschen ließ; unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beschlus-

ses. La Regnie mochte Alles aufbieten, das Opfer, das ihm entrissen werden sollte, zwischen den Zähnen fest zu halten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maintenon der Scuderi sagen, der König wünsche sie heute Abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu sehen.

Das Herz schlug der Scuderi hoch auf, sie wußte, daß Brußons Sache sich nun entscheiden würde. Sie sagt es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünstig betete, daß sie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Brußons Unschuld erwecken möchten.

Und doch schien es, als habe der König die ganze Sache vergessen, denn wie sonst, weilend in anmuthigen Gesprächen mit der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Sylbe des armen Brußons. Endlich erschien Bontems, näherte sich dem Könige und sprach einige Worte so leise, daß beide Damen nichts davon verstanden. — Die Scuderi erbebte im Innern. Da stand der König auf, schritt auf die Scuderi zu und sprach mit leuchtenden Blikken: „Ich wünsche Euch Glück, mein Fräulein! — Euer Schützling, Olivier Brußon, ist frei!" — Die Scuderi, der die Thränen aus den Augen stürzten, keines Wortes mächtig, wollte sich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte sie dar-

an, sprechend: „Seht, seht! Fräulein, Ihr solltet Parlaments-Advocat seyn, und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredsamkeit widersteht Niemand auf Erden. — Doch," fügte er ernster hinzu, „doch wen die Tugend selbst in Schutz nimmt, mag der nicht sicher seyn vor jeder bösen Anklage, vor der Chambre ardente, und allen Gerichtshöfen in der Welt!" — Die Scuderi fand nun Worte, die sich in den glühendsten Dank ergossen. Der König unterbrach sie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hause sie selbst viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrscheinlich umarme in diesem Augenblick der glückliche Olivier schon seine Madelon. „Bontems," so schloß der König, „Bontems soll Euch tausend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautschatz. Mag sie ihren Brußon, der solch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann sollen Beide fort aus Paris. Das ist mein Wille."

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit raschen Schritten, hinter ihr her Baptiste, Beide mit vor Freude glänzenden Gesichtern, Beide jauchzend, schreiend: „Er ist hier — er ist frei! — o die lieben jungen Leute!" — Das selige Paar stürzte der Scuderi zu Füßen, „O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet," rief Madelon. „Ach der Glaube an Euch, meine Mutter, stand ja

fest in meiner Seele," rief Olivier, und Beide küßten der würdigen Dame die Hände, und vergossen tausend heiße Thränen. Und dann umarmten sie sich wieder und betheuerten, daß die überirdische Seligkeit dieses Augenblicks alle namenlose Leiden der vergangenen Tage aufwiege, und schworen, nicht von einander zu lassen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden sie verbunden durch den Segen des Priesters. Wäre es auch nicht des Königs Wille gewesen, Brußon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn Alles an jene entsetzliche Zeit der Unthaten Cardillac's erinnerte, wo irgend ein Zufall das böse Geheimniß, nun noch mehreren Personen bekannt worden, feindselig enthüllen und sein friedliches Leben auf immer verstören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit seinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgestattet durch Madelons Brautschatz, begabt mit seltener Geschicklichkeit in seinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, sorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuscht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen seit der Abreise Brußons, als eine öffentliche Bekanntmachung erschien, gezeichnet von Harloy de Chamvalon, Erzbischof von Paris, und von dem Parlaments-Advocaten Pierre Arnaud d'Andilly,

des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter dem Siegel der Beichte der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geschmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderischen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, sollte sich bei d'Andilly melden, und werde, treffe die Beschreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde sonst kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anspruchs statt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillac's Liste als nicht ermordet, sondern blos durch einen Faustschlag betäubt, aufgeführt waren, fanden sich nach und nach bei dem Parlamentsadvocaten ein, und erhielten zu ihrem nicht geringen Erstaunen das ihnen geraubte Geschmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Eustache anheim.

Robert Wallmer.

Eine
Erzählung
nach dem Englischen.

1.

Sir Thomas Wallmer, einer der reichsten Gutsbesitzer in Nord-England, war ein alter Junggeselle von seltsamer Gemüthsart. Jedermann liebte ihn, aber Niemand konnte bei ihm leben. Er war reizbar, gutmüthig, zänkisch, wohlthätig, bisweilen geizig, und hatte seine nächsten Anverwandten alle, und zwar aus den unbedeutendsten Gründen genöthigt, sich von ihm zurück zu ziehen; den Einen nämlich, weil er sich zu Gunsten eines armen Schuldners bei ihm verwendet, welchem Sir Thomas bereits die Schuld zu erlassen beschlossen hatte; einen Andern, weil er mit zu sparsamer Hand die Unterstützungen vertheilte, welche der Alte den Dürftigen bestimmt hatte; einen Dritten, weil derselbe ihn aus übertriebener Gefälligkeit eine Partie Schach gewinnen ließ, und einen Vierten, der ihm aus Höflichkeit in einem Streit nachgegeben hatte, in welchem unser Biedermann eine unhaltbare Sache mit albernen Gründen zu vertheidigen suchte. Nur ein einziger Mensch auf der Welt besaß die Kunst, mit die-

sem Sonderling auszukommen; und dieß war sein Neffe Robert Wallmer, sein treuer Gesellschafter und Gefährte, die Stütze seiner alten Tage. Ein zartes Gefühl lehrte den Jüngling, wie weit der Alte wegen seiner Schwächen und Lächerlichkeiten den Scherz ertragen konnte, und wo die Freiheiten, die er seinen Freunden zugestand, aufhören müßten. Er vermied daher sorgfältig, seinem Oheim durch jene frostige Ehrerbietung, durch jene feierliche Höflichkeit, wodurch man bejahrte Leute oft auf eine, ihnen unangenehme Weise nicht bloß an ihre Rechte, sondern auch an ihre Abgeschiedenheit erinnert, sein Alter bemerkbar zu machen. Mit feiner Gewandtheit wußte er ihn von einer bösen zur guten Laune, und von der Fröhlichkeit zum Ernste zu stimmen, belustigte und beunruhigte ihn wechselweise, und gab dadurch den einförmigen Tagen alle Annehmlichkeiten einer reizenden Veränderung. Wenn Robert manchmal eine Streiferei in der Nachbarschaft gemacht hatte, so erzählte er am nächsten Abend die Geschichte seiner kleinen Abentheuer und die Neuigkeiten, die er vernommen, dem Oheim auf eine so heitere, lebhafte und unterhaltende Weise, daß der Greis, statt über seine lange Abwesenheit zu schmollen, ihm mit innigem Vergnügen zuhörte, und aus seinen Erzählungen neue Stärkung für den folgenden Tag und neue Lebenslust schöpfte.

2.

Robert war der Sohn eines jüngern Bruders

von Sir Thomas; er hatte weder Stand noch Vermögen, und durfte auch auf die künftige Nachlassenschaft seines Oheims nicht rechnen, indem zwei noch lebende Brüder desselben, nach den englischen Gesetzen und den Familienstatuten, ein näheres Erbrecht besaßen. Freilich wünschte er stets eine Laufbahn zu betreten, die ihm für die Folge Unabhängigkeit und sicheres Auskommen gewährte; allein Sir Thomas fühlte zu sehr, wie unentbehrlich ihm sein Neffe war, als daß er sich nicht jeder Wahl eines Standes, wodurch der Jüngling von ihm getrennt worden wäre, widersetzt hätte. Robert, der seinen Oheim auf das Innigste liebte, zählte erst drei und zwanzig Jahre, und dachte zu edel und großmüthig, um dem Herzen des alten Mannes wehe zu thun. Sein einnehmendes Gesicht, die liebenswürdige Offenheit seines Betragens, und die Gutmüthigkeit, die aus allen seinen Reden und Handlungen hervorleuchtete, sicherten ihm überall eine freundliche Aufnahme; die jungen Fräuleins jener Gegend machten häufig im Stillen ihre Bemerkungen über die Eleganz seiner Bewegungen, über seinen hohen, männlich-schönen Wuchs, und über das dunkle Haar, das sich über der freien, edlen Stirne kräuselte. Wenn Robert auf einem Gesellschafts-Balle erschien, wandten sich ihm die schönsten Augen schmachtend zu; die jungen Landedelleute schlossen einen Kreis um den Helden, und mehr als ein Handschuh ward bald ab- bald wieder angezogen, um ihm den

Schnee eines runden, jungfräulichen Arms oder die Rosenfinger einer kleinen, niedlichen Hand sehen zu lassen; der junge Mann blieb indessen immer gleich liebenswürdig, aber auch eben so unempfindlich.

Jene getäuschten Jungfrauen konnten sich nur damit trösten, daß ihre Gespielinnen nicht glücklicher waren, als sie. Uebrigens war die Eroberung des jungen Robert Wallmer, so glänzend sie auch seyn mochte, nicht die einzige, die sich den Hoffnungen der ehelustigen Jungfrauen darbot; denn Robert ward in Hinsicht des Vermögens von einem gewißen Henry Burton, dem einzigen Sohn eines sehr reichen Vaters, weit übertroffen. Herr Henry Burton gehörte zu der Klasse jener sich wenig mittheilenden Menschen, die stets beschäftigt scheinen, Andere zu erforschen, ohne sich selbst erforschen zu lassen. Seine kleinen, tiefliegenden Augen, seine niedrige, zusammgezogene Stirne und seine dünnen Lippen entstellten die sonst regelmäßigen Züge, denen es überdieß noch an Guthmüthigkeit und Ausdruck fehlte. Die Mütter behaupteten, er sey klug und zurückhaltend; die jungen Leute hingegen beschuldigten ihn, daß er ein Gleißner und Heuchler sey. Er sprach sehr wenig, war immer von seinen Jagdhunden und Rüdeknechten umgeben; Freundschaft, Hochsinn und Edelmuth schienen ihm durchaus fremd zu seyn. Indessen suchten nachsichtige Menschen, und unter ihnen auch Robert, ihn doch gegen jene harten

Beschuldigungen zu vertheidigen. Der Letztere behauptete, daß Burton's mißtrauische Schüchternheit aus dem peinlichen Bewußtseyn einer unvollkommenen Erziehung entsprungen sey, und mehr Mitleiden als Haß verdiene. Diese wohlwollende Bemerkung war freilich nicht ganz unrichtig, aber doch weit entfernt, den wahren Grundzug von Burton's Charakter zu bezeichnen. Er war nämlich im höchsten Grade neidisch; immer verglich er sich mit Andern, und statt daß das Gefühl seiner Schwäche ihn zur Bescheidenheit hätte bestimmen sollen, regte es in seiner Seele die feindseligsten Empfindungen auf. Sein Mißtrauen bot ihm jeden Augenblick Veranlassungen zu heimlichem Groll dar; er sah allenthalben Feinde; und überall nahm er Fallstricke, Hohn und Spöttereien wahr, ja selbst der einfachste, ohne Bitterkeit geäußerte Widerspruch, schien ihm eine fürchterliche Beleidigung. Robert Wallmers offener Charakter war ganz das Gegentheil von Burton's finsterer, argwöhnischer Gemüthsart; allein gerade diese Verschiedenheit, die eine gegenseitige Abneigung bei den beiden Jünglingen hätte erzeugen können, ward der Grund ihrer nähern Verbindung; sie stimmten überein, weil sie sich einander nicht glichen. Sie gingen fast täglich zusammen auf die Jagd, besuchten dieselben Häuser und die nämlichen Bälle, und nahmen an den gleichen Vergnügungen Antheil. Roberts Gesellschaft und Gegenwart gaben Burton etwas Festigkeit und Zuversicht, und

Jener freute sich in dem letztern einen Blitzableiter gefunden zu haben, durch den er die zuvorkommenden Artigkeiten, womit Mütter und Töchter ihn nicht selten überhäuften, von sich ableiten konnte.

3.

Man schreibe übrigens die Kälte, wodurch Robert die meisten Schönen der Grafschaft zur Verzweiflung brachte, keineswegs einer tiefen Weisheit zu, die in seinem Alter gewiß ein Wunder gewesen seyn würde, denn nicht gegen alle Mädchen war er so gleichgültig. Zu Silvermere, einem kleinen Gute, zwei Stunden von dem Landsitze seines Oheims, lebte sehr still und eingezogen eine adelige Familie, die bloß in ihrem eigenen Kreise ihr Glück suchte und fand. Zwei holde Töchter verschönerten diese Einsamkeit, und machten sie zu einem Paradiese. Marie, die jüngste, hatte den schlanken Wuchs einer Grazie, braunes Haar, schwarze Augen, und ein Antlitz voll Anmuth und Lieblichkeit. Elisabeth, mit ihren langen, blonden Haaren, lachte, hüpfte und schäckerte fast immer, war das niedlichste und geistvollste Schwindelköpfchen von der Welt, und erhob durch ihre Fröhlichkeit den sanften Zauber, den eine stille Schwermuth über das Antlitz ihrer Schwester verbreitete. Robert, der in diese Familie eingeführt und von Allen mit vieler Freundschaft aufgenommen wurde, war bald der Lieblingsgast zu Silvermere. Elisabeths lustige Heiterkeit ent-

zückte ihn; allein der Anblick der schönen, sanften Marie setzte sein Herz in eine Bewegung, die er nicht unterdrücken, nicht einmal verbergen konnte.

„Nun, junger Ritter," sprach Elisabeth eines Tages zu ihm, „warum das finstere Gesicht? Glauben Sie, daß die Bewohner des Schlosses von Silvermere Ihnen eben solche Fallstricke und Schlingen legen, wie man sie, nach den Versicherungen der Romanzendichter, in den Schlössern der Apenninen zu fürchten hat? Ach nein! Wir sind gute Leute. Ich bin, wie Sie bemerken werden, in Hinsicht der Erziehung ein wahres Muster; ich thue, was mir beliebt, widerspreche den Andern, so viel ich nur kann, gehorche Niemanden, und Alle, die hier sind, sogar mein Großvater und Sie, stehen unter meinen Befehlen. Marie, meine jüngere Schwester, ist ein eben so vortreffliches Geschöpf, wie ich, nur auf eine andere Weise. Sie ist mein leibhaftes Seitenstück, denn sie thut nichts, ohne vorher zu überlegen, und spricht kein Wort, ohne zu bedenken, was sie sagt. Uebrigens beschränkt sich ihr ganzes Verdienst auf eine wahre Kleinigkeit! Sie vertheilt nämlich all ihr Geld unter die alten, ehrlichen Bäuerinnen, welche die Kunst verstehen, ihr Thränen des Mitleids zu entlocken, und nachher für ihre milden Gaben sich Branntewein kaufen. Manchmal gibt sie aber auch einem armen, jungen Mädchen drei oder vier Schillinge für ihren alten Vater, allein diese Schillinge werden auf den Putz verwendet,

denn am nächsten Sonntage erscheint diese in der Kirche ganz und gar mit bunten Bändern bedeckt! Ich weiß nicht, welcher Engel dem Himmel entsteigen wird, um den Wünschen meiner Schwester zu genügen! Sie möchte gern eine ganz vollkommene Welt haben; mir hingegen genügt die Welt, wie sie einmal ist, und ich hoffe mich wenigstens nicht in ihr getäuscht zu sehen! Aber was soll aus Marie werden hier unter den Fräuleins in unserer Grafschaft, die sämmtlich eifersüchtig auf einander sind, und unter den jungen Herren, die bei allen Schönen die Runde machen, um ihre Beständigkeit und Treue auf die Probe setzen zu lassen? Ein Kloster wäre noch das einzige Asyl für sie! Sehen Sie, Herr Wallmer, aus diesen Gründen glaub' ich, daß wir Beide, meine Schwester und ich, nicht gut erzogen sind, und daß Marie es noch weniger ist, als ich. Das soll Sie übrigens keineswegs verhindern, von Zeit zu Zeit uns zu besuchen."

Man kann sich leicht vorstellen, daß Robert von einer so angenehmen Erlaubniß, obgleich auf eine so seltsame Art ertheilt, recht oft Gebrauch machte! Der Vater der jungen Mädchen reiste häufig in Geschäften nach London, und ihre kränkliche Mutter hütete gewöhnlich das Zimmer. Die Liebenswürdigkeit des jungen Mannes, sein Frohsinn und sein warmes, inniges Gefühl für alles Schöne und Gute erheiterten dann die stille Einsamkeit der beiden Schwestern, sie sahen ihm mit

gleicher Ungeduld entgegen, und bedauerten es, wenn er wieder fortging. Elisabeths immerwährende Munterkeit zog ihn an; er suchte ihre Gesellschaft, um sich zu vergnügen, denn ihr Witz, ihre Possen und Scherze belustigten ihn, und er liebte sie wirklich in so hohem Grade, wie nur ein Bruder seine Schwester zu lieben vermag. Allein zwischen Marie und ihm entstand nach und nach, ohne daß sie es selbst wahrnahmen, eine weit zartere, geheimnißvollere Verbindung von ganz anderer Art! Die Uebereinstimmung ihrer Empfindungen, ihrer Wünsche, ihrer Gemüthsbewegungen fesselte sie an einander mit jenen unsichtbaren Banden, die oft schon unauflöslich werden, ehe man noch daran gedacht hat, sie zu knüpfen oder sie zu zerreißen. Sie liebten sich gegenseitig bereits auf das Innigste, obgleich das Wort Liebe zwischen ihnen niemals genannt worden war, denn Robert glaubte nicht, daß er ohne Vermögen, ohne Stand und ohne Einkünfte auf die Hand der schönen Marie Anspruch machen dürfte, und daher wollte er ihr nicht mündlich sagen, was jeder seiner Blicke so deutlich verrieth.

Diese glühende Leidenschaft aber und der heiße Wunsch, die Geliebte seines Herzens einst die Seinige nennen zu können, leiteten ihn jedoch auf ein ernstes Nachdenken über seine Verhältnisse. Es war bei ihm hoch an der Zeit, sich einen seiner Herkunft angemessenen Stand zu erwählen, für seine Zukunft zu sorgen, und die Unthätigkeit

zu enden, die ihn nur zu unabsehlichen Leiden und Bekümmernissen führen konnte. Wird Marie einen Mann heirathen, dessen Hilfsmittel bloß vorübergehend und für einen Augenblick berechnet sind; der nichts zu erwarten hat, als was die veränderliche Laune eines Oheims ihm zu Theil werden lassen, und der seiner Gattinn weder Vermögen noch eine angemessene Stellung in der Gesellschaft anbieten kann? Das waren die wichtigen Fragen, die er sich aber immer zu seiner größten Unzufriedenheit selbst beantworten mußte.

4.

Als er eines Abends von Silvermere zurückkehrte, beschloß er, dem Onkel seine Besorgnisse, seine Entwürfe und Absichten offenherzig zu entdecken. Der Oheim saß ganz behaglich auf seinem großen Lehnstuhl am Kamin, und ein mächtiges Feuer loderte in demselben. Dieser Augenblick schien Roberten sehr günstig für seinen Zweck.

„Was hast du heute wieder für eine Reise gemacht, lieber Robert?“ begann der Oheim die Unterhaltung.

„Ich bin zu Silvermere gewesen!“

„Man sagt, daß du gewöhnlich alle Tage dahin reitest! Wen besuchst du denn dort?“

„Marie von Silvermere —“

„Ha, die! Du hast mir gesagt, lieber Neffe, daß sie schön, gut und vernünftig seyn soll; warum heirathest du sie nicht? Sie würde uns hier den

Thee machen können, und dann würde unser einförmiges Leben endlich eine Abwechslung erhalten."

„Ach, lieber Oheim, das ist es ja, was ich wünsche; allein ich bin nicht reich genug!"

„Ich will dein Jahrgeld verdoppeln!"

„Bester Oheim, ich glaube, daß Mariens Aeltern ihre Tochter keinem Manne geben werden, der ihr nicht einen anständigen Haushalt und eine ehrenvolle Versorgung anbieten kann."

„Das können wir ja, Robert! Dieß Haus ist groß genug; wir wollen es theilen! Wir wollen Alles theilen, Ställe, Wagenschoppen und Pferde! Die alte Kutsche soll wieder neu gemacht, angemalt und unser Familienwappen darauf gesetzt werden. Kurz, Alles soll geschehen, was du nur wünschen kannst, mein Sohn! Mache die Veränderungen ganz nach deinem Belieben. Ich genehmige Alles zum Voraus. Du hast dich immer so freundlich gegen mich betragen, und mich in meinem Alter getröstet, daß ich dir wahrlich diesen Ersatz schuldig bin. Ich weiß es; ich bin langweilig und ziemlich verdrüßlich; du hast mich nicht verlassen; es ist daher billig, daß du dafür belohnt wirst."

„Durch diesen Beweis Ihrer Großmuth, mein theurer Oheim, vermehren Sie noch die Verpflichtungen, die ich gegen Sie habe; allein ich schwöre Ihnen, daß es durchaus nicht meine Absicht ist, Ihr Wohlwollen und Ihre Güte zu mißbrauchen. Ich wünsche bloß, Sie um Rath zu fragen, und

zu wissen, ob Sie nicht glauben, daß es für mich Zeit ist, mir durch die Wahl eines Standes meine Zukunft zu sichern?"

„Durch die Wahl eines Standes, wodurch du genöthigt würdest, mich zu verlassen?"

„Freilich, lieber Oheim, muß ich fürchten, daß eine solche Wahl mit einem fernern Aufenthalte bei Ihnen nicht verträglich seyn werde."

Das Antlitz des alten Mannes erblaßte. „Also du willst mich in meinem Alter verlassen!" rief er mit gefalteter Stirne. „Du willst mir mein letztes Vergnügen, meine einzige Stütze entreißen, mich der Willkühr besoldeter Diener Preis geben, die mich bestehlen, und die ich vergebens mit Wohlthaten überschütten werde, um sie an mich zu fesseln? Bedenke das, Robert, und dann sage mir, welcher Stand, welche Hoffnungen auf Vermögen und Glück diesen Vorstellungen die Waage halten? Gedulde dich einige Monate, mein Freund, vielleicht nur noch einige Wochen; laß deinen Oheim mit Frieden in seine Gruft gehen! Ich verspreche dir, daß du nicht lange warten sollst. Ich will meine Ausgaben beschränken; ich will für dich sparen, für dich allein, und will alle meine alten Diener entlassen. Da es mir unmöglich ist, mein Vermögen, welches nach Gesetz und Billigkeit Andern gebührt, dir zuzuwenden: so will ich doch wenigstens eine Summe Geldes zusammen bringen, die dich nach meinem Tode hinlänglich entschädigen soll! Doch, Robert, wenn du durch-

aus nicht bleiben willst, so reise! Ich will lieber unglücklich, verlassen und elend seyn, als Jemanden um mich haben, der nichts sehnlicher wünscht, als meinen Tod."

Der Alte war in der heftigsten Gemüthsbewegung; er weinte und schluchzte, und es wäre vergeblich gewesen, unter diesen Umständen noch weiter über diese Sache mit ihm zu sprechen.

„Beruhigen Sie Sich, lieber Oheim," sagte Robert in einem Ton, voll Ergebung und geheimer Verzweiflung; „beruhigen Sie Sich, ich bitte Sie, grämen Sie Sich nicht mehr! Marie wird gewiß eine andere, glücklichere Wahl treffen können, und ich werde bei Ihnen bleiben, wie bisher."

5.

Von nun an bot Robert Alles auf, um eine Leidenschaft zu besiegen, die, wie er ahnete, ihn und Marie nur unglücklich machen würde. Seine Besuche zu Silvermere wurden immer seltener, sein Betragen, besonders gegen Marie, immer zurückhaltender. Er nahm keinen Theil mehr an den Vergnügungen der beiden Schwestern, welche nur zu bald die gänzliche Veränderung in seinem Benehmen bemerkten; obgleich Marie mit dem äußern Anschein von Gleichgültigkeit Alles that, was Klugheit und Anstand in einem ähnlichen Verhältnisse gebieten, so fühlte sie sich doch auf das Tiefste gekränkt. Um diese Zeit wurden die beiden jungen Mädchen von ihren Aeltern in

die Kreise der vornehmern und großen Welt eingeführt. Die frische Blüthe ihrer Jugend und Schönheit sammelte bald eine Menge von Bewunderern um sie her. Elisabeth belustigte durch ihren Witz und ihre lebhafte Fröhlichkeit ihre zahlreichen Anbeter, ohne ihnen Muth dadurch zu machen; Marie hingegen, betrug sich kalt, ernsthaft und anständig. Die bleiche Farbe ihrer einst so rosigen Wangen, ihr schwermüthiger Blick, und ihr schmerzhaftes, trauriges Lächeln kündeten sehr deutlich an, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Robert erschien nie auf den Bällen, die sie besuchte, und dennoch hörte sie oft, daß er sich auf jenen allen befinde, wo sie nicht gewesen war.

Das allgemeine Gerücht dichtete bald den beiden schönen Schwestern eine beträchtliche Anzahl künftiger Gatten an, und Robert konnte nicht ohne inniges Wehgefühl das lange Verzeichniß derselben hören, obgleich er den festen Entschluß gefaßt hatte, auf Mariens Besitz ganz zu verzichten. Wenn der Liebende aber auch dem Gegenstande seiner Wahl entsagt hat, so will er doch immer noch eine eingebildete Gewalt über ihn behaupten; er hegt ein schwankendes Vertrauen zu einer ungewissen Zukunft, die Ereignisse herbeiführen soll, von denen kein Anschein der Möglichkeit vorhanden ist, und wer ihm diesen Traum vernichtet, der vernichtet ihm oft die schönsten Hoffnungen seines Lebens.

Wie groß war aber der Schmerz und das Staunen des unglücklichen Robert, als man ihm sagte, daß Heinrich Burton sich um Mariens Hand beworben, und daß sie seinen Antrag günstig aufgenommen habe! Er hatte bisher Burton als den Freund seines Herzens, als den einzigen Vertrauten seiner Liebe betrachtet; Jener gestand ihm sogar einst selbst, daß er Elisabeth liebte, und nie hatte Robert die mindeste Spur einer Veränderung bei seinem vermeintlichen Freunde wahrgenommen! Und jetzt — welche Treulosigkeit! Welche Arglist! Wie war es möglich, daß Burton, den er durchaus keines Truges fähig hielt, den er so oft auf das Eifrigste gegen die harten Beschuldigungen, welche Andere ihm beilegten, vertheidigt, ihn so schrecklich hatte täuschen können! Und Marie, wie leichtsinnig, wie schnell hatte sie eine so zärtliche, glühende Liebe vergessen! „Doch was kümmert es mich!" sprach er zu sich selbst. „Was geht es mich an, ich habe ihr ja entsagt!" Allein vergebens waren alle Anstrengungen des Stolzes, um den Schmerz zu besiegen!

Die Nachricht, welche sein Herz mit einem so bittern Gefühl von Unwillen erfüllte, war indessen nicht ganz ohne Grund. Neid, Falschheit und Eifersucht, die Hauptzüge in Burtons Gemüthsart, machten ihn zu einer aufrichtigen Freundschaft unfähig. Als Robert ihn bei der Familie von Silvermere einführte, nahm er sehr bald das trauliche Verhältniß wahr, welches seinen Freund mit

Marien vereinigte. Er ward von der Schönheit des holden Mädchens bezaubert, und fühlte sich durch die innige, warme Zuneigung, womit Marie an Robert hing, tief gekränkt. Arglistig und heimtückisch sann er auf Mittel, die beiden Liebenden zu trennen, und um desto öftere und willkommnere Aufnahme in dem Hause zu finden, brachte er, dem Anscheine nach, Elisabeth seine Huldigungen dar. So wie Roberts Besuche zu Silvermere seltener wurden, verdoppelte Burton die seinigen, und da die ganze Familie glaubte, daß Elisabeth der Gegenstand seiner Bewerbungen sey, so sah auch Marie ihn sehr gerne, zumal da er ihr als Beschützer gegen den Haufen der Zudringlichen dienen konnte, von denen sie seit ihrem Eintritt in die große Welt häufig umgeben war. Aus diesem Grunde ließ sie sich von ihm sehr oft in Gesellschaften begleiten, und da man sie fast immer beisammen sah, so zog man selbst in dem Kreise ihrer nähern Bekannten daraus Folgerungen, die an sich sehr natürlich schienen, aber der Wirklichkeit nach ungegründet waren. Burton wünschte nichts mehr, als die Empfindungen zu vertilgen, die Marie noch in ihrem Herzen für Robert nährte. Bald erheuchelte er gegen sie einen Kummer, welchen die Ausschweifungen ihm verursachten, denen sich, wie er vorgab, Robert überließ; bald erzählte er ihr, daß Robert sich die beleidigendsten Scherze und Ausdrücke zu ihrem Nachtheil erlaubt habe, und als er glaubte,

durch diese und andere Künste die Bahn gebrochen zu haben, gestand er Marien endlich seine Leidenschaft. Sie gab ihm jedoch eine abschlägige Antwort, und Burton eilte voll Wuth und Rachgier von Silvermere hinweg. Dieser hochmüthige, neidische, falsche und selbstsüchtige Heuchler, der nie ein anderes Wesen geliebt und sich bereits im Voraus als Mariens Gatten betrachtet hatte, trug also statt des glücklichen Erfolges, den er schon als die Frucht seiner heimtückischen und arglistigen Bemühungen zu ärnten hoffte, nichts weiter davon, als einen Korb voll Schande und das Bewußtseyn seiner Nichtswürdigkeit!

6.

Die beiden Schwestern hatten bis zu dem Augenblick, da Burton Marie seine sogenannte Liebe erklärte, nie ernstlich über dessen Bewerbungen und über Roberts Abwesenheit gesprochen. An dem Tage, wo Burton mit seiner abschlägigen Antwort Silvermere verlassen hatte, gingen Elisabeth und Marie Abends wie gewöhnlich in den Park. Die untergehende Sonne malte mit glänzendem Purpur die Gipfel der Bäume, ohne den dunkeln Schatten zu zerstreuen, der in den sich hin und her schlängelnden Wegen des Parks herrschte. Der Herbst bedeckte den Boden mit goldgelben Blättern, und die beiden Mädchen gingen in dem raschelnden Laube neben einem warmen Gewächshause hin, wo Robert, das Jahr vorher, und, gerade

um dieselbe Zeit, einen Abend mit Marie verlebt hatte. Sie erinnerte sich dessen sehr lebhaft, und schauderte unwillkührlich zusammen.

„Liebe Marie," sprach Elisabeth, den schönen Arm um den Nacken ihrer Schwester schlingend, „du bist nicht wohl; ich habe es schon lange bemerkt. Ich hoffte immer, daß Burtons Liebe und seine Bewerbungen dich rühren oder doch wenigstens dich zerstreuen würden; allein der geheime Gram, der an deinem Herzen zu nagen scheint, steigt mit jeglichem Tage. Bis jetzt hab' ich geschwiegen, weil ich fürchtete, daß du glauben möchtest, Burtons Aufmerksamkeit gegen dich errege meine Eifersucht."

„O, mein Gott! Hast du dich so in mir irren können, liebe Elisabeth? Hab' ich mir jemals in meinem Betragen nur irgend etwas erlaubt, weßhalb du glauben könntest, daß Burton mir gefiele? Ich habe ihn bloß deinetwegen geduldet!"

„Marie, Burton ist ein Mann, den ich nicht liebe; und hätte ich nicht geglaubt, daß seine Gegenwart dich etwas zerstreuen könnte, so würde ich längst gewünscht haben, ihn zu entfernen. Aber nun laß uns offen seyn! Deine Gesundheit nimmt seit langer Zeit zusehends ab; ich kann mir freilich wohl den Grund deines Kummers denken. Erlaube mir deßhalb, daß ich mich schriftlich an Robert wende. Ich werde ihn bloß bitten, zu uns zu kommen, um an meinem Geburtstage mit uns zu tanzen."

„Nein, Elisabeth, nein! Er würde argwöhnen, daß ich — und dieß würde allzu kränkend für mich seyn. Ich besitze zu viel Stolz, als daß ich mich der Verachtung Preis geben sollte, wenn ich meine Gefühle nicht besiegen kann. Laß uns davon abbrechen.“

Sie lehnte hierbei ihr Haupt an den Busen ihrer Schwester und beide weinten, als der Galopp eines Pferdes und die stark bewegte Glocke des Gitterthors sie aus dieser Lage aufschreckte. Nach wenigen Minuten erkannten sie Roberts Bedienten, der, als er sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, mit raschen Schritten auf sie zukam, und Marien einen Brief überreichte, der Folgendes enthielt:

„Die Verwandten, welche das Vermögen meines Oheims erben sollten, sind nicht mehr, und ich bin jetzt der einzige Erbe der beträchtlichen Güter desselben. Ich fürchte aber, daß das Glück mich zu spät begünstigt! Weil ich arm war, zog ich mich von Allem zurück, was mich liebte, und vielleicht wird man jetzt, da meine Lage sich geändert hat, mich zu gleicher Strafe und Entfernung verurtheilen. Ich wage es nicht, mich Ihnen zu nähern, Marie, bevor ich weiß, ob das Gerücht von ihrer angeblich bevorstehenden Verbindung mit Burton gegründet ist oder nicht. Mein Ehrgefühl allein hat mich bestimmt, mir eine so lange Trennung von Ihnen aufzulegen: Ein Wort

von Ihnen kann meine Leiden endigen; sprechen Sie dieses Wort, oder ich muß verzweifeln."

Marie stützte sich an eine Säule des Gewächshauses, und Elisabeth, die eben so gerührt war, umarmte ihre Schwester, indem sie fragte: „Was wirst du ihm antworten?"

„Armer Robert!" rief Marie, nachdem sie mehrere Augenblicke geschwiegen hatte, ohne auf die Frage ihrer Schwester zu achten. „Armer Robert! Ich glaubte, du hättest mich vergessen!"

„Ja, er ist wahrlich sehr unglücklich! in der That!" rief Elisabeth schäkernd. „Ich, ich bin zu beklagen! Ich bleibe hier allein zum Heirathen übrig. Mein treuloser, unredlicher Ritter hat mich verlassen; Robert ist dein, und, sobald ich dich zur Universalerbinn meiner sämmtlichen Putzsachen förmlich werde eingesetzt haben, will ich in's Kloster gehen, um den Schleier zu nehmen oder sterben."

Mit diesen Worten löste sie eine kleine Kette von ihrem Hals, hing sie Marien um, öffnete ein an der Kette befindliches Medaillon, und zeigte ihrer Schwester Roberts Bildniß. Marie wandte die Augen um und schien verlegen. Gleich darauf blickte sie aber ihre Schwester wieder an, und lächelte.

„Ja, du kannst wohl lachen!" sagte Elisabeth scherzend. „Gut! bedanke dich hübsch bei dem Künstler, der dieß schöne Hochzeitgeschenk für dich gemacht hat. Sieh einmal, wie ähnlich das Bild-

niß ist! Die hohe, weiße Stirne, die braunen Haare, von denen sie beschattet wird — Aber der Bediente wartet auf Antwort! Da ist ein Bleistift!"

Marie schrieb auf ein Stückchen weißes Papier, welches sie von dem Briefe riß, die Worte:

„Jene Gerüchte, von denen Sie reden, sind ungegründet; die Zukunft hängt von Ihnen ab."

Marie war von dem schnellen Wechsel ihrer Gefühle so ergriffen, daß sie sich kaum fassen konnte. Aber mitten in ihrem Glück hatte eine grauenvolle Ahnung ihr allzu schwaches Herz in Schrecken gesetzt, und vergebens suchte ihre Schwester ihr den seltsamen Aberglauben, wie Elisabeth es nannte, auszureden; die Vernunftgründe blieben hier aber alle ohne Kraft und Wirkung.

Der Bediente, welcher Robert Wallmern Mariens Antwort bringen sollte, konnte sein Pferd nicht in Galopp setzen, denn es ward durch den heulenden Sturm, der ein nahes Ungewitter ankündete, gewaltsam zurück gehalten. Es war schon nach Mitternacht, als Robert die holden Zeilen von dem geliebten Mädchen empfing, und er mußte daher den folgenden Morgen erwarten, um nach Silvermere zu gehen. Sein Oheim war niedergeschlagen durch die gestern eingegangenen Todesnachrichten; er fühlte die gänzliche Verlassenheit, in welche er sich durch seinen zänkischen Charakter und seine üble Laune gestürzt sah, und machte sich jetzt selbst bittere Vorwürfe über die Schwierigkeiten, die er früherhin dem Glück seines Neffen,

den er so sehr liebte, entgegen gesetzt hatte. Robert und sein Oheim durchwachten eine fieberhafte, unruhvolle Nacht. Das laute Geheul des Herbstwindes und die schnelle Flucht der Wolken, die gleich finstern Gespenstern einander folgten, schienen ihnen nichts Gutes zu weissagen.

7.

Heinrich Burton hatte nicht besser geschlafen, als Robert und dessen Oheim. Die ganze Nacht hatte er sich voll Unruhe und Wuth auf seinem Lager umhergewälzt, und auf Rache gegen Marie gesonnen, von welcher er sich auf das Tiefste beleidigt fühlte.

Schon früh Morgens trat Robert, dessen edles, redliches Herz den Freund nicht vergessen hatte, zu Burton ein. Mariens mit Bleistift geschriebenen Worte überzeugten ihn nämlich, daß der Argwohn, den er gegen Burton gehegt, durchaus ungegründet sey, und er eilte daher, ihn wegen des ihm zugefügten Unrechts um Verzeihung zu bitten.

„Burton," sprach er, „ich komme, um dir sonderbare Nachrichten zu bringen."

„Ich weiß sie bereits! Deine beiden Oheime sind zu Calcutta gestorben," erwiederte Burton mit erzwungener Heiterkeit.

„Ich habe sie niemals gesehen, und wenn ich behaupten wollte, daß ich ihren Tod bedauerte, so würde es wirklich eine lächerliche Heuchelei seyn,"

versetzte Robert, „aber laß uns von etwas Anderm reden, was uns persönlich betrifft. Ich habe dir Unrecht gethan, lieber Freund. Ich habe geglaubt, daß du mich bei Marie zu verdrängen und ihr Gatte zu werden suchtest. Meine Vernunft konnte freilich nichts dawider haben; allein ich fühlte mit Bitterkeit, daß dieß nicht die Rolle eines Freundes wäre, und ich war daher sehr unwillig gegen dich. Marie hat sich die Mühe genommen, dich zu entschuldigen. Verzeihe mir also meinen Argwohn, und vernimm mein Glück."

Bei diesen Worten reichte er dem vermeintlichen Freunde die Hand, und Burton nahm sie mit einem seltsamen Lächeln, indem er das Gesicht abwandte.

„Also Marie will jetzt Mistreß Wallmer werden?" fragte er etwas spöttisch.

„Allem Anscheine nach! Und ich hoffe, daß ihre Schwester bald Mistreß Burton werden wird."

Burton schwieg einen Augenblick, und man hörte nichts, als sein lautes Athmen, welches eine heftige Gemüthsbewegung verrieth.

„Robert," sprach er endlich, „folge meinem Rath und laß uns unverheirathet bleiben; dieß ist das einzige Mittel, unsere Unabhängigkeit zu bewahren. So lange wir frei sind, nimmt man uns allenthalben gut auf; laß uns nicht unsere jetzige Lage gegen ein sehr mißliches Glück vertauschen. Gelobe mir, nicht weiter daran zu denken!"

„Was verlangst du von mir?" entgegnete Robert;

„wenn du Marien liebtest, und von ihr geliebt würdest, so würdest du nicht so sprechen. Was kümmern mich die Vergnügungen, und die Unabhängigkeit, die du so hoch rühmst? Mein Haus wird ein Paradies für mich seyn, wenn Marie die Gebieterinn darin ist.“

„Du bist also fest entschlossen?“

„Freilich! Ich will gerade jetzt nach Silvermere! Ich habe mir die Freude nicht versagen können, dich von meinem Glück zu unterrichten. Aber jetzt kann ich nicht länger ruhen und rasten; laß uns gehen, nimm deine Flinte und komm mit mir!“

„Ich werde dich begleiten, weil ich noch hoffe, dich von deinem Vorsatz abzubringen.“

„Nein, nimmermehr! Im Gegentheil werde ich dich zu überreden suchen, dich ebenfalls mit dergleichen Rosenbanden zu fesseln. Du bist bleich, du zitterst, du vergißt sogar deine Flinte zum ersten Mal in deinem Leben!“ Mit diesen Worten nahm Robert das an der Wand hängende Gewehr herunter, und reichte es seinem Freunde hin.

„Nein,“ sprach dieser; „mein Blut wallt so fieberhaft. Ich würde heute doch nicht schießen können!“

„Welche Thorheit! Komm; Niemand hat ein schärferes Gesicht und Niemand trifft sicherer, als du. — Ich habe in dem schwarzen Thal einen herrlichen Damhirsch gesehen; er soll an meinem Hochzeittage meine Tafel zieren.“

Burton biß sich in die Lippen, schwieg und machte sich mit Robert auf den Weg. Der Morgen war düster und der Himmel bewölkt. Nur von Zeit zu Zeit warf die Sonne einen bleichen Strahl durch den grauen, beweglichen Wolkenschleier, der sich immer dichter und dichter zusammenzog, um ihre Klarheit zu verhüllen. Große Eichenzweige, welche der gewaltige Sturm abgebrochen hatte, versperrten den Weg; die Raben flatterten hin und her, als wären sie unentschlossen, nach welchem Orte sie hinfliegen sollten.

„Diese frische Luft gibt allen Sinnen neue Lebenslust," sagte Robert; „sie ist ein vortreffliches Mittel gegen üble Laune und Trübsinn."

„Ich wünschte lieber ein stilleres Wetter," versetzte Burton; „der Wind und das Gewitter verwirren meine Sinne, und machen mich wider meinen Willen betrübt. Das Toben der Natur steht mit dem der Seele in einer geheimen Verbindung."

Je weiter die beiden Freunde auf ihrem Wege kamen, je lebhafter und dringender wurden Burton's Bitten, daß Robert Marien entsagen möchte; seine Worte wurden immer kürzer und barscher und sein Ton immer heftiger. Robert hatte übrigens wenig Mühe, die nichtssagenden Gründe, welche sein Begleiter gegen das Heirathen vorbrachte, und die gar keine Beantwortung verdienten, zu widerlegen. Endlich kamen sie in eine Bergschlucht, von den Landleuten das schwarze

Thal genannt, die sich bis nach Silvermere hin erstreckte. Dieser wilde Ort, wo schon mehr als ein Verbrechen begangen worden, bot einen schrecklichen Anblick dar. Gruppen von dicken Bäumen versteckten in Zwischenräumen die Hohlwege, deren schlängelnde Wendungen unter diesem Gewölbe von Felsen und Waldung dahin irrten, und in einer Entfernung von zwei bis drei englischen Meilen *) sah man keine einzige menschliche Wohnung. Gewöhnlich vermied man es, durch diese Schlucht zu gehen, allein es war der kürzeste Weg nach Silvermere, und Robert wählte deßhalb nie einen andern.

„Ich liebe dieß wilde Thal nicht!" sagte Burton; „laß uns über die Höhe gehen!"

„Du fürchtest dich wohl gar? Ich erkenne dich heute Morgen gar nicht! Laß uns doch eilen! Wir müssen vor dem Frühstück ankommen. Oder bist du bange, daß die schöne Elisabeth über deinen Eifer spotten wird, wenn du zu früh kömmst?"

Burton beantwortete die Bemerkung seines Freundes nicht, sondern trat schweigend in das Thal. Nach einer guten Weile setzte er sich auf den Stamm einer Esche, und gab seinem Freunde ein Zeichen, neben ihm Platz zu nehmen. Robert, der sich bei ihm niederließ, gerieth über sein

---

*) Ungefähr eine Stunde; die englische Meile beträgt nämlich das Fünftel einer deutschen Meile.

bewegtes, ernstes Aussehen und über seine finstere Unruhe in Erstaunen.

„Burton," sprach er, „ich weiß nicht, was ich von deinem Betragen denken soll. Woher diese heftige Gemüthsbewegung? Woher diese Verwirrung, diese Unruhe? Warum dringst du so sehr in mich, daß ich auf Mariens Liebe verzichten soll? Du verheimlichst mir etwas!"

„Nun, wenn du es denn durchaus verlangst, so will ich dir Alles entdecken, was vorgegangen ist, um dich von einer Verheirathung mit diesem Mädchen zurück zu halten. Glaubst du, daß Marie bloß für dich Augen gehabt, daß sie dir allein gewogen, daß sie nur dich geliebt hat?"

„Allerdings!"

„Du bist sehr leichtgläubig! Noch gestern war sie mit einem Andern verlobt, der zwar nicht so hübsch, so geistvoll, so liebenswürdig ist, wie du, der dich aber vor vier und zwanzig Stunden weit an Reichthum übertraf. Das Glück hat dir gelächelt, und nun hat sie gewechselt. Willst du wirklich der Gatte eines Mädchens werden, das bloß deinen neuen Reichthum im Auge hat?"

„Und jener Andere, Burton, der Verlobte nämlich, ist Niemand, als du? Nicht wahr?"

„Ja, ich war der Hintergangene, Betrogene!" Mein Verlöbniß mit ihr war allgemein bekannt. Ich werde von nun an keinem Weibe auf der Welt mehr trauen! Robert, folge mir; wir wollen sie ihrer Reue und ihren innern Vorwürfen

überlassen. Sie ist weder Deiner, noch meiner Liebe werth!"

„Du kannst dich getäuscht haben. Wenn Marie meinen Freund gütig aufnahm, so geschah es allein deßhalb, um mir auf eine feine Art zu zeigen, wie sehr sie meine Gefühle und Neigungen theilt. Ich begreife übrigens sehr wohl, daß deine Freundschaft eine solche Probe nicht ertragen konnte. Laß uns Nebenbuhler seyn, aber redliche Nebenbuhler; und vor Allem laß uns Diejenige nicht verläumden, welche wir lieben. Komm, wir wollen zu ihr gehen! Sie soll zwischen uns entscheiden; und ich betheure dir hiemit, daß ich, wenn du glücklich bist, dir ohne Feindschaft, allein nicht ohne den tiefsten, innern Schmerz weichen werde."

Burton stand auf; sein ganzer Körper zitterte. Roberts Haltung und Miene waren ernst, aber voll Herzlichkeit und Edelmuth.

„So gehe denn hin!" rief Burton mit dumpfer Stimme. Seine Glieder schienen von Zuckungen bewegt, sein Gesicht war verstört und entstellt. Er wandte sich nach der Straße zu seinem Gute hin, und Robert ging allein auf dem betretenen Pfade weiter. Als Burton seinen Nebenbuhler nicht mehr sah, wandte er sich um, und stürzte ihm voll Wuth nach.

8.

Wir kehren zu den jungen Bewohnerinnen von Silvermere zurück. Marie und ihre Schwester

verbrachten einen Theil der Nacht mit Erbauung von Lustschlössern, und beriethen sich über die künftigen Einrichtungen, welche sie treffen wollten. Zuletzt hörte aber Marie bloß das muntere Geschwätz ihrer fröhlichen Schwester an, ohne darauf zu achten. Eine heftige Unruhe, eine geheime Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Vergebens suchte sie, ihre Gedanken zu zerstreuen; vergebens bemühte sie sich, ihr Nachdenken auf andere tröstende Gegenstände zu lenken. Die Ruhe floh ihr Lager, und sie schauderte zusammen, als sie ihre Schwester, die plaudernd eingeschlafen war, plötzlich laut auflachen hörte.

„Was ist dir, Elisabeth?" fragte sie. „Du machst mir bange! Warum lachst du denn im Schlaf?"

„Ich lache," antwortete Elisabeth noch halb schlummernd, „ich lache über Herrn Heinrich Burton, der mir so eben eine Predigt über die Vergänglichkeit der irdischen Güter und über die Eitelkeit unserer Hoffnungen gehalten hat."

Sie murmelte hierauf noch einige Worte und versank wieder in tiefen Schlummer. Kaum begann das Morgenroth zu dämmern, als Marie, die während der ganzen Nacht kein Auge geschlossen hatte, sich eiligst ankleidete und das Haus verließ. Durch die frische Morgenluft fühlte sie sich gestärkt, ihre Aengstlichkeit schien etwas vermindert; sie schlug den Weg nach dem schwarzen Thale ein, weil sie wußte, daß Robert immer von dort her

zu kommen pflegte. Der Wind bließ sehr heftig und der Morgen war ungewöhnlich düster. Plötzlich hörte sie von ferne her einen Schall, gleich einem Flintenschuß, allein wegen des Geräusches der Blätter konnte sie nicht deutlich unterscheiden, ob es vielleicht ein Baum gewesen war, den der Sturm gebrochen hatte. Ihr Herz klopfte immer lauter; der Name Robert schwebte auf ihren Lippen, und sie beflügelte ihre Schritte. Da sah sie in vollem Lauf einen Mann aus dem Gehölz herauskommen; seine Kleider waren zerrissen, seine Augen starrten wild umher. Er ging nahe an ihr vorbei, ohne sich anfangs nach ihr umzusehen; aber gleich nachher blieb er stehen und hielt sie am Arme.

„Marie!" rief er, „dort ist Ihr Opfer! Kehren Sie zurück, gehen Sie, Alles ist vollbracht!"

Es war Burton. Von Schrecken nnd Entsetzen überwältigt, zerfloß Marie in Thränen.

„Marie," fuhr der Unglückliche fort, „ich bin kein Mensch mehr! Sie haben aus mir gemacht, was Sie sehen! Bewundern Sie Ihr Werk."

„Ist es möglich," rief das junge Mädchen, mit flehender Miene ihre Hände faltend; „ist es möglich, daß meine abschlägige Antwort Sie so sehr verändert haben kann? Sie wissen, mein Herz gehörte einem Andern; ich habe Ihnen meine aufrichtige, meine theilnehmende Freundschaft angeboten. Das war Alles, was ich besaß. Sie sind mir lieb, das schwöre ich Ihnen! Werden Sie

der Gatte meiner Schwester, ihr Herz ist frei und Sie werden dann mein Bruder seyn."

„Ihr Bruder!" schrie Burton mit wilder Geberde; „nein, — Ihr Gatte — — wenn Sie wollen — — Schwören Sie mir, wenn Robert todt wäre — —"

„Todt!" fragte Marie. „Was wollen Sie damit sagen?"

In diesem Augenblick flogen über Mariens und Burtons Häupter zwei Raben, die aus einem nahen Gebüsch hervorgekommen waren, und in der Luft mit krächzendem Geschrei einander bekämpften. Diese Thiere stritten sich um Etwas. Burton erhob den Arm und deutete mit dem Finger die Richtung an, welche die beiden Raben im Fluge nahmen. Seine Augen starrten wild aus dem Kopf; er schien alle Besinnung, alle Fassung verloren zu haben. Mariens Schrecken war fürchterlich. Sie blickte zu den Raben empor, die von Neuem über ihnen schwebten, und da fiel aus dem Schnabel des Einen eine blutige Locke von braunem Menschenhaar zu Mariens Füßen nieder. Sie sah es, schauderte und stürzte mit lautem Geschrei nach dem Gebüsch hin, aus welchem sie vor einigen Augenblicken die Raben hatte hervorkommen sehen; Burton suchte vergebens sie zurück zu halten; sie riß sich gewaltsam los; Burton verbarg sich in dem Dickicht des Waldes.

10.

Als Elisabeth vernahm, daß ihre Schwester

ausgegangen war und ihre Richtung nach dem schwarzen Thale genommen hatte, eilte sie, ihr dahin zu folgen. Sie erkannte bald auf dem feuchten Sande Mariens Fußtapfen und rief ihr. Der Wiederhall sandte ihr den Namen ihrer Schwester zurück, allein keine menschliche Stimme gab Antwort. Mariens Spuren verloren sich im Gebüsch, und nur mit großer Mühe konnte sich Elisabeth durch einen Wald von Weißdorn und Brombeersträuchen einen Weg bahnen. Endlich gelangte sie zu einem verlassenen Steinbruch, wo Füchse, wilde Katzen und Raubvögel ihre Zusammenkünfte hielten. Dort flogen von einem gestürzten Damhirsch mit gräßlichem Geschrei eine Menge Raben auf, und weiterhin stand Marie, mit todtenbleichem Antlitz und verstörtem Blick, an einen Baum gelehnt. Sie hob die Arme empor, als ob sie die über ihr krächzenden Raben zurückscheuchen wollte; zu ihren Füßen lag Robert, dessen Brust zerschmettert, dessen Gesicht mit Blut bedeckt war.

9.

Endlich als die beiden Schwestern gar nicht zurückkehrten, machten sich die Bedienten des Hauses auf, um sie zu suchen. Sie fanden sie an dem verhängnißvollen Ort, beide der Vernunft beraubt. Elisabeth hatte lange im Stillen den jungen Wallmer mit glühender Leidenschaft geliebt; aber ihre Freundschaft für Marie hatte ihr das Opfer ihrer Liebe erleichtert, und ohne dieß

schreckliche Ereigniß würde das Geheimniß ihres Herzens niemals entdeckt worden seyn. Heinrich Burton war verschwunden, und kam nie wieder zum Vorschein. Nach wenigen Wochen fand man einen sehr entstellten Leichnam, den man für den seinigen hielt, allein Niemand konnte es mit Gewißheit bezeugen. Roberts Oheim starb bald vor Kummer und Gram, und nicht lange nachher tödtete auch der Schmerz über das Schicksal ihrer Kinder Mariens und Elisabeths Aeltern. Die beiden Schwestern blieben die wenigen Jahre lang, die sie noch lebten, bei einander. Elisabeth hatte kein Lächeln, Marie keine Thräne mehr. Als sie nach und nach ihre Vernunft wieder erlangten, versanken sie Beide in finstere Schwermuth. Man sahe sie oft mit einander ganze Stunden in ihrem Park umherwandeln, ohne daß sie ein Wort sprachen. Die Aerzte verloren alle Hoffnung, sie diesem trostlosen Zustande jemals entreißen zu können. In wenigen Jahren war ihre Schönheit verblüht, ihre Anmuth verschwunden. Elisabeth starb zuerst in den Armen ihrer Schwester, und einen Tag später folgte ihr Marie nach. Beide Unglückliche wurden in Eine Gruft gesenkt.

Masaniello

oder

die Fischer-Verschwörung in Neapel.

Historisch-romantisches Gemälde,

frei

nach dem Französischen

bearbeitet.

Erstes Kapitel.

Unter Blumen lauscht die Schlange,
Unter Rosen liegt der Molch,
Und im holden Minnesange
Wohnte oft schon Gift und Dolch.

Kaum dämmerte der Morgen des 6ten Juli im Jahre 1647 über Neapels Zaubergärten herauf, kaum vergoldeten die Sonnenstrahlen das jener Hauptstadt nahe gelegene, freundliche Dörfchen Portici, als ein reges Leben sich in der ganzen Gegend zu verbreiten anfing. Fischer und Fischerinnen strömten von allen Seiten nach dem Meeresufer; schäckernde Landleute eilten auf die Felder, um die süß duftenden Orangen und die wohlschmeckenden Feigen auf den künftigen Tag zum Markt abzupflücken. Lust und Wonne herrschte in den bunt gemischten Reihen des jungen Volkes, während hier und da auf der gebräunten Wange eines Mannes tiefer Ernst lag. Schweigend vollbrachten die Aeltern ihre gewohnten Geschäfte; allein gerade dieß Schweigen verrieth,

daß es in ihrem Innern laut und gewaltig tobe, dem Flammenberg ähnlich, der niemals Gefahr bringender ist, als wenn er ruhig scheint.

Gegen Mittag veränderten sich die meisten Gruppen; die geschäftigen Landleute suchten in den abgelegensten Theilen ihrer Gärten, unter schattigen Bäumen einen schützenden Aufenthalt vor dem glühenden Sonnenbrand. Selbst die Fischer beeilten sich, in den umherliegenden Hütten und Felsenhöhlen ein kühles Versteck aufzufinden. Die Gondeln wurden am Strand befestigt, die Leute nach den Hütten gebracht, die Meisten überließen sich der Ruhe. Ein einziger Kahn schwamm noch auf dem Meere in ziemlicher Entfernung von der Küste; ein Mann von ungefähr vierzig bis fünfzig Jahren stand in demselben, und lenkte mit starkem, sicherem Arm das Ruder. Die Wellen selbst schienen die Gewalt des kühnen Fischers anzuerkennen und wichen zitternd auseinander, wenn seine Gondel bald langsam, bald mit Blitzesschnelle durch sie hinschwamm. Von Zeit zu Zeit erschallten die Töne seines Gesanges an's Ufer herüber, und verriethen seinen Brüdern, daß er folgende Barcarole sang:

Starker Gott der Meeres-Fluthen,
Gieße deines Zornes Gluthen
Auf den Feind herab
Lass' in deines Reiches Gründen
Bald den Untergang ihn finden,
Schleud're ihn in's Grab. —

Kommt auf deinen blauen Wogen
Auch ein Feind daher gezogen,
Fürchten wir ihn nicht;
Eh' er noch am Ufer landet,
Ist sein Schifflein schon gestrandet,
Und der Anker bricht.

Doch wir ruh'n in süßem Frieden,
Schlummernd selbst die Kampfesmüden,
In der Wellen Arm;
Uns umschwebt ein frohes Säuseln,
Wenn die Wogen schäumend kräuseln,
Ohne Schmerz und Harm.

Wiegen uns im sichern Nachen,
Wenn auch schon die Donner krachen,
Und das Wasser braust;
Schwimmen hin zum Blumenstrande;
Fischer ist nicht gern am Lande,
Tyrannei dort haust.

Nur im Reich der heitern Lüfte
Und der kühlen Wasser Grüfte
Lebt der Mensch noch frei;
Nicht zum Himmel kann ich dringen,
Darum will ich ewig singen:
Meer, dir bleib' ich treu.

Ein kleiner Tumult, der nicht weit vom Ufer entstand, unterbrach des Sängers Lied. In der Mitte eines Haufens Fischer stand ein Jüngling mit auf dem Rücken gebundenen Händen. Obgleich seine Kleidung der der Fischer ganz ähnlich war, so widersprachen doch das zarte Gesicht

und die weiße, an keine Arbeit gewöhnte Hand, auffallend dem ländlichen Gewande. Aus seinem Auge sprach edle Würde, und mehr wie ein Gebieter als wie ein Gefangener blickte er auf seine Umgebung. Der Lärm lockte den einsamen Steuermann gleichfalls an's Land.

„Stoßt ihn nieder! Es ist ein Spion!“ riefen eben mehrere Stimmen zugleich, als der Sänger jenes Fischerliedes bei der Gruppe ankam. Zugleich blitzten auch mehr denn zwanzig Dolche über dem Haupt des Unbekannten.

„Halt!“ schrie der Steuermann gebieterisch den Mördern zu.

Die meisten wichen gehorsam zurück; nur zwei blieben mit geschwungenen Dolchen auf beiden Seiten des Jünglings stehen.

„Zurück, Carlo, Petro, zurück,“ fuhr jener fort; „was hat euch dieser wehrlose Mann gethan, daß ihr eure Hand mit unschuldigem Blute beflecken wollt?“

„Bis jetzt noch nichts,“ erwiederte einer jener Beiden; „damit er uns aber auch in Zukunft nicht schadet, wollen wir seine Zunge auf ewig stumm machen.“

„Pfui!“ sprach der Steuermann wieder, „Tod dem Tyrannen, doch nicht dem Verirrten. Das Gastrecht wohnt in unsern Hütten, und wahrlich ihr übt es schlecht, wenn ihr den einsamen Wanderer mit euren Dolchen empfangt.“

„Verzeih', Arpaya,“ riefen mehrere Fischer

jetzt; „aber dieser Mann kommt uns sehr verdächtig vor. Wir fanden ihn in jener Bergschlucht, die nach Neapel führt; seine Kleidung verräth zwar den Fischer, doch sein Angesicht straft dieses Aussehen Lügen. Als wir ihn bemerkten, suchte er sich rasch unsern Augen zu entziehen, und sein Heil in der Flucht zu finden, allein wir schnitten ihm den Weg ab. Auf alle unsere Fragen gibt er nur ungenügende Auskunft, und verweigert hartnäckig sowohl Namen, als Stand."

„Deßhalb ist er noch kein Verräther," entgegnete Arpaya, „und ich verbiete euch streng, irgend eine Gewaltthätigkeit gegen ihn auszuüben. So lange Masaniello nicht hier ist, habe ich zu befehlen, und ihr wißt, ich fordre strengen Gehorsam."

Schweigend verließen die beiden Fischer den Gefangenen und zogen sich in den Kreis ihrer Kameraden zurück, welcher sich während des verflossenen Gesprächs außerordentlich vergrößert hatte.

„Masaniello kommt!" rief plötzlich ein Fischer. Alle Anwesenden wandten sich nach jener Seite, um den allgemein Geachteten zu bewillkommen

Ein Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, eine rothe, wollene Mütze auf dem Haupt, einen kurzen, braunen Mantel nachläßig um die Schultern gehängt, trat eilig herbei.

„Wo ist Arpaya?" sprach er, die Versamm-

lung flüchtig mit den Augen durchlaufend, ohne sich viel um die Grüße der Andern zu bekümmern.

„Was will Masaniello?“ entgegnete Arpaya.

„Deinen Rath und Beistand,“ erwiederte der Angekommene, ihm vertraulich die Hand reichend; „du mußt dich bereit halten, mir schnell nach Neapel zu folgen. Die Sonne steht schon hoch, und ehe sie nieder geht, muß viel geschehen seyn. Unser großes Werk ist der Ausführung nahe. Jetzt oder nie kommt der Augenblick, unsere Freiheit zu erlangen. — Gibt es sonst etwas Neues?“

Die beiden vorhin schon erwähnten Fischer, Carlo und Pietro, näherten sich, faßten den verkleideten Fischer neuerdings wieder, und stellten ihn ihrem Häuptling als Spion vor. Masaniello hatte kaum einen Blick auf den Fremden geworfen, als er überrascht zurücktrat und ausrief: „Don Caraffa! wie, Ihr in dieser Kleidung, an diesem Orte?“

„Kennt Ihr mich?“ unterbrach ihn der Fremde.

„Wohl!“ erwiederte Masaniello kurz. „Allein was auch immer die Ursache Eures Erscheinens an diesem Orte seyn mag, müßt Ihr bis morgen auf Eure Freiheit verzichten!“

„Und mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte, das uns die Gewalt über Euch gegeben hat. Zögert daher nicht länger, uns zu gehorchen. Morgen um diese Zeit werdet Ihr wieder auf freien Fuß gesetzt, darauf gebe

ich Euch mein Wort. Ich hoffe, Ihr werdet so klug seyn, und der Nothwendigkeit weichen, denn Widerstand wäre vergebens, und könnte leicht Eure Lage verschlimmern. Pietro, du wirst den jungen Mann seinem Stande gemäß behandeln, sorgst jedoch dafür, daß er nicht entkommt; dein Kopf bürgt mir für deinen Eifer. In meiner Hütte finde er ein gastfreies Obdach bis morgen."

Ein Wink mit der Hand war für Pietro ein Zeichen, sich mit dem, seiner Wachsamkeit anvertrauten Gute zu entfernen. Der Fremde, den wir bald kennen lernen werden, folgte seinem Führer, da er wohl einsah, daß aller Widerstand hier nur gefährlich werden könne. Masaniello flüsterte heimlich einem andern Fischer ein Paar Worte in's Ohr, rief dann laut und gebietend: „Morgen auf dem Markt in Neapel!" faßte Arpaya unter dem Arm, und schlug rasch mit ihm die Straße nach der Hauptstadt ein.

Zweites Kapitel.

Glimmt auch ein Funken tief verborgen,
Zum Ausbruch kommt er endlich doch,
Und jeder Abend, jeder Morgen
Kann lösen das gebund'ne Joch.

Thomas Aniello, von seinen Gefährten gewöhnlich bloß Masaniello genannt, war der Sohn eines armen Fischers; die Natur hatte ihn

mit einem hellen Verstande, feurigen Geiste und einem, allen Gefahren kühn trotzenden, Körper begabt. Warme Anhänglichkeit an seine Freunde, glühender Haß gegen Feind und Unterdrücker erwarben ihm in Kurzem die Liebe und das Vertrauen des damals so hart gedrückten neapolitanischen Volkes. Die Krone des Landes war nämlich zu jener Zeit von der spanischen Regierung abhängig; das Reich wurde von Vicekönigen verwaltet, die ganz allein nach ihrem eigenen Gutdünken handelten, und bloß darauf bedacht waren, sich hier Schätze zu sammeln, unbekümmert, ob der arme Landmann unter den ungeheuren Lasten auch erliege. Beinahe in jedem Jahre wurde eine neue Steuer bald unter diesem bald unter jenem Vorwande eingeführt; wenn man auch gleich meistens bei der Einführung derselben versprach, sie werde nur kurze Zeit bestehen, so blieb die Aufhebung doch immer nur ein frommer Wunsch des unglücklichen Volkes, und die Behörden trieben die Zölle und Abgaben selbst von den Aermsten mit unnachsichtlicher Strenge ein.

Auf diese Art konnte es nicht fehlen, daß sich hier und da ein kühnes Haupt erhob, laut über Unrecht schrie, ja sogar die Waffen zu seiner Vertheidigung ergriff; spanische Soldaten standen indessen immer schon bereit, dergleichen Ungehorsame, Empörer, Staats-Verräther und was sie ihnen sonst für Namen gaben, einzufangen und der verdienten Strafe zu überliefern.

zum Schein willigte vielleicht einmal, wenn das Volk in zu großen Haufen anfing zu murren, die Regierung in die Aufhebung einer Steuer, aber es dauerte nicht lange, so erhob jene unter einem neuen Namen ihr Haupt wieder, und das Volk mußte sein Murren theuer genug bezahlen. Mehr als hundert Jahre verflossen unter diesem fürchterlichen Drucke; der Fleiß des Landmanns wanderte ungeschmälert in die Schatzkammer des Vicekönigs, der mühsame Erwerb des Fischers wurde den Truppen zu Theil, die zur allgemeinen Sicherheit Neapels blühende Gefilde verwüsteten. Selbst die Adeligen waren nicht frei von Abgaben; doch lebten sie, im Vergleich mit der ärmern Klasse, immer noch wie die Fürsten.

In Spanien beging man sogar den unverzeihlichen Fehler, stets die eigennützigsten und intriguantesten Männer zu Vicekönigen von Neapel zu ernennen. Man gab ihnen die strengsten und gemessensten Verhaltungsbefehle mit auf den Weg; jede Bitte des armen Volkes um mildere Behandlung wurde vom Hofe zu Madrid Aufruhr genannt, und nicht selten als solcher bestraft. Wagte es indessen gar einmal einer der Vicekönige, ein Wort zu Gunsten des neapolitanischen Volkes zu reden und seine Regierung um mäßigere Befehle zu bitten, so wurde er der Feigheit, des Verraths beschuldigt und auf der Stelle abgesetzt.

Dieser Fall ereignete sich wirklich im Jahr 1646. Der damalige Vicekönig von Neapel, der Admiral

von Kastilien, sah mit Kummer, wie die Bewohner dieses herrlichen Landes, von dem ein unsterblicher Dichter der Vorzeit sang: „Sieh' es, und stirb!" nach und nach von einer Stufe des Elends zur andern herabsanken. Nur gezwungen that er seine Pflicht, mit blutendem Herzen erfüllte er die schweren Forderungen seines Hofes; als dieser ihm aber eine neue Steuer auszuschreiben befahl, berichtete er zurück nach Madrid: wenn man ein so kostbares Kleinod, wie Neapel, nicht leichtsinnig verschleudern wolle, so müsse man nicht nur diese Abgabe schleunig widerrufen, sondern auch noch die meisten andern sobald als möglich abschaffen. Statt der Antwort empfing er seine Zurückberufung, die ihm freilich unter solchen Umständen nichts weniger als schwer fiel. An seine Stelle kam nun der Herzog von Arcos, ein zwar einsichtsvoller, aber äußerst stolzer und habsüchtiger Mann. Bloß um die letzte Leidenschaft zu befriedigen, hatte er sich in die Reihe der Bewerber um die Würde des Vicekönigs gestellt.

Bald nach seiner Ankunft in Neapel tadelte er alle seine Vorgänger laut, daß sie viel zu sanft und nachgiebig gegen das neapolitanische Volk gewesen seyen. „Mit Ruthen," rief er, „haben meine Vorfahren regiert; ich will mit Scorpionen herrschen." Und wirklich schien es auch, als habe er alle die aufrührerischen Gemüther gezähmt. Ruhe und Gehorsam herrschte in und um Neapel. Die Steuern wurden pünktlich entrichtet, jede Ge-

waltthätigkeit ohne Murren getragen. Der Herzog von Arcos wähnte, der tiefste Friede herrsche im ganzen Lande, während man nie emsiger darauf bedacht gewesen war, das fremde Joch um jeden Preis abzuschütteln, den Feind aus seinen Gränzen zu verjagen, und wieder frei empor zum Himmel zu blicken.

In den letzten Tagen des Juli ereignete sich ein Vorfall, der dem verblendeten Vicekönig einigermaßen die Augen öffnete. Im Hafen von Neapel lag nämlich ein Schiff segelfertig, das bedeutende Summen, der spanischen Krone gehörig, enthielt. Der Herzog selbst hatte einen großen Theil eigener, d. h. erbeuteter Schätze auf dem Schiffe. Mit dem nächsten Morgen sollte es die Anker lichten, und den sauern Schweiß vieler Tausende in's Ausland führen. Ein fürchterlicher, donnerähnlicher Knall in der Mitternachtsstunde weckte das erschrockene Neapel aus seinem Schlummer. Man glaubte allgemein, der Vesuv habe diese Explosion verursacht, und sah schon zitternd einer zweiten entgegen. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, das im Hafen liegende Schiff sey in die Luft gesprengt, gegen vierzig Spanier haben ihr Leben dabei verloren, und der daraus entstandene Schaden betrage über 300,000 Dukaten. Wüthend empfing der Herzog diese Nachricht. Die strengste Untersuchung sollte beginnen, allein trotz ihr konnte nichts vermittelt werden, als daß der Abt Amitrano den Abend zuvor am Borde

des Schiffes gewesen sey. Genug für den Herzog von Arcos. Er gab sogleich den heimlichen Befehl, denselben aufzusuchen und fest zu nehmen.

Der Abt Amitrano war Lehrer des edlen Neapolitaners, Joseph de Caraffa, gewesen, und lebte noch in dessen Pallaste, weil sich Caraffa von dem würdigen Manne auch im reiferen Alter nicht trennen konnte. Als die Wachen des Vicekönigs ungestüm in den Pallast eindringen wollten, ließ der Herzog die Pforten schließen, entfernte sich, sammt seinem Lehrer, eilig durch eine Hinterthüre, und verließ noch in derselben Stunde Neapel. Amitrano, unschuldig oder strafbar, floh nach Rom. Der Herzog von Caraffa hingegen, schon in der Stadt durch Zufall von seinem Lehrer getrennt, verbarg sich in der Nähe von Neapel, indem er zuvor von einem Fischer Kleider erhalten hatte, mit deren Hilfe er unerkannt hier zu verweilen hoffte. Allein wir haben im Eingange gesehen, wie er, für einen Spion gehalten, in die Hände eines Haufens Fischer fiel, an deren Spitze Masaniello stand.

Schon lange gährte nämlich unter den Bewohnern der Meeresküste glühender Haß gegen ihre Unterdrücker. Masaniello wußte denselben auf eine kluge Weise schon seit Jahren zu nähren, und als der Entschlossenste und Verwegenste unter ihnen wurde er bald zum Anführer und Oberhaupt gewählt. Er benützte diesen Einfluß, um Alles zu dem Ausbruche einer Verschwörung vorzuberei-

ten. Fenella, seine Schwester, an den nicht weniger verwegenen Arpaya verheirathet, wußte unter den Weibern der Umgegend eine gleiche Unzufriedenheit mit den bestehenden Abgaben zu verbreiten. Schon im vorigen Jahre war Fenella von den Zollbeamten entdeckt worden, als sie gerade einen Korb mit Fischen in die Stadt einschwärzen wollte. Nicht genug, daß man eine entehrende Strafe über sie verhängte, raubte man ihr auch noch die wenigen Geräthschaften, welche sie besaß, und die für ihren Lebensunterhalt so nützlich waren. Masaniello wollte sich auf der Stelle an den Beamten für jenen Schimpf rächen; allein Fenella duldete es nicht, indem sie ihm mit männlichem Geiste zurief: „Nicht die Werkzeuge der Tyrannei muß unsere Rache treffen, der Tyrann selbst falle!"

„Bei Gott! du hast recht!" sprach Masaniello; „was nützt uns der Tod seiner Schergen, so lange das Ungeheuer noch in seiner Höhle lebt. Er falle! Ich will die Macht des Tyrannen stürzen, ich, ein armseliger Fischer! Aus dieser dürftigen Hütte schreite das Verderben, den Wütherich verschlingend, der meine unglücklichen Mitbürger seiner Habsucht aufopfert. Hier stehe ich, und schwöre in deine Hand, arme, beraubte Schwester, dich zu rächen, Neapel zu befreien, den Tyrannen zu stürzen, oder zu sterben."

Hatte er schon vor dieser Zeit seinen Gefährten gerechten Haß gegen die spanische Regierung

eingeflößt, so that er es jetzt noch bei Weitem mehr. Vorsichtig und heimlich wurde der Bund immer reifer, bis endlich durch die Zerstörung des mit spanischen Schätzen beladenen Schiffes gleichsam ein öffentliches Zeichen zur Empörung gegeben wurde. Ob jene That wirklich von dem unterdrückten, auf's Höchste gereizten Volke ausgeführt worden ist, oder bloß durch Zufall entstand, läßt sich selbst in unsern Zeiten noch nicht mit Bestimmtheit angeben, so viel ist indessen gewiß, daß sie das Signal zum Aufruhr gab, und daß von nun an der Vicekönig täglich für sein Leben zittern mußte, weßhalb er auch nie ohne eine große Zahl spanischer Wachen öffentlich erschien.

Drittes Kapitel.

Ei, so kommt und laßt uns trinken,
Bis daß wir zu Boden sinken.

Wie wir bereits oben erzählt, entfernte sich Masaniello mit seinem Schwager Arpaya eilig aus den Reihen der Fischer, nachdem er die letztern alle noch einmal ermahnt hatte, morgen unfehlbar auf dem Markte zu erscheinen. Als sie weit genug von ihren Brüdern entfernt waren, brach Masaniello das Schweigen, indem er seinem Schwager erzählte, daß ihm jetzt der Augenblick zur Ausführung des großen Vorhabens äußerst günstig scheine, und ein glückliches Ende

ihre Wünsche zu krönen verspreche. Um aber einen Hauptanschlag wagen zu können, müsse man heute zuvor einen Gefangenen von höchst seltsamer Art befreien. Perrone, in ganz Italien unter dem Namen der Räuberkönig bekannt, schmachte nebst einigen andern seiner Bande am Fuße des Hochaltars in der Kapuzinerkirche.

Dieser Mann war damals von den Einwohnern der Städte nicht weniger gefürchtet, als von den Landleuten. Mit unglaublicher Kühnheit wagte er selbst in feste Schlösser einzudringen, und die bedeutendsten Schätze zu erpressen. Bisweilen verlangte er von einem Städtchen oder einem Dorfe eine gewisse Summe Geldes, wofür sich diese dann Sicherheit und Schutz auf mehrere Jahre erkauften; nicht selten erlegte auch ein Kloster freiwillig eine Gnadensteuer, in welchem Falle es dann auch vor jedem Angriff und jeder Beraubung sicher gestellt wurde.

„Diesen Morgen," fuhr Masaniello seinem Schwager erzählend fort, „wollte der verwegene Räuberkönig mit ungefähr zehn seiner Leute den Pallast des General-Zollaufsehers plündern; allein unglücklicher oder glücklicher Weise wurde seine Unternehmung entdeckt, der Angriff zurückgeschlagen, und Perrone sah sich zum Rückzug gezwungen. Ohne allen Zweifel wäre er seinen Verfolgern in die Hände gefallen, wenn er nicht noch im entscheidenden Augenblicke die Thür der Kapuzinerkirche offen gefunden hätte. Mit zweien

seiner Leute gelang es ihm, vor dem Hochaltare nieder zu stürzen und den schützenden Stein des heiligen Hauses zu umfangen. Du weißt, daß an dieser unverletzlichen Freistätte der größte Verbrecher selbst rein von Sünden ist, und keine irdische Hand ihn zu berühren, viel weniger ihn gefangen zu nehmen, wagen darf. Man mußte sich daher begnügen, alle Thüren und Eingänge sorgfältig zu besetzen, weil die Heiligkeit des Orts allen Bewaffneten strenge den Eingang verbietet. Auch ist das Kloster von allen Seiten mit Wachen umzingelt. Dieß erfuhr ich vor einigen Stunden in der Hauptstadt, und baute sogleich darauf den Plan, seine Rettung zu versuchen, wenn er mir gelobt, mich dafür in der Ausführung meines Werkes zu unterstützen."

„Klug ausgedacht," bemerkte Arpaya, „allein schwer auszuführen."

„Vielleicht weniger als du glaubst," erwiederte Masaniello. „Mir sind die Wege im ganzen Kloster nicht unbekannt. Ich liefere, wie du weißt, den frommen Vätern jeden Fasttag die Fische, und habe dabei im Pater Guardian einen recht muntern Lebemann kennen gelernt, der für ein Paar dutzend Flaschen guten Wein's das ganze Kloster im Stiche ließe. Es kommt daher nur darauf an, ohne Verdacht zu erregen in's Kloster zu gelangen; für das Weitere bangt mir nicht."

So schritten sie weiter. In Neapel angelangt, sprachen sie in einem Gasthause ein, ließen sich

dort mehrere Flaschen recht starken Wein geben, und wanderten gegen Abend dem Kapuzinerkloster zu. Ohne Aufenthalt schritten sie durch die Wachen, da diese keinen Befehl hatten, Jemand den Eintritt zu verwehren.

„Ei guten Abend, Freund Masaniello,“ rief der Pater Guardian, als dieser mit seinem Schwager in die Zelle kam; „bedaure, daß Ihr Euch umsonst herbemüht, aber wir haben heute ganz andere Fische zu speisen.“

„Wie so?“ fragte Masaniello neugierig, ohne zu verrathen, daß er etwas von Perrone's Anwesenheit wisse.

„Ja, denkt nur,“ antwortete der Guardian immer heftiger, „der Schelm, der Bösewicht, der Räuberkönig hat es gewagt, in unsere heiligen Mauern zu dringen, und die Reinheit des göttlichen Altares durch seine sündhafte Nähe zu beflecken. Aber warte nur, wir wollen schon wachen und beten, daß er seiner verdienten Strafe nicht entgeht.“

„Nun, ereifert Euch nicht, Freund Guadian,“ sprach Masaniello besänftigend; „was kümmert uns der Räuberkönig. Meinetwegen mag er hängen! Wenn Ihr aber meint, daß ich heute wegen meinen Fischen komme, so irrt Ihr Euch. Eine ganz andere, weit wichtigere Angelegenheit führt mich her.“

„So, und welche?“ fragte der Pater Guardian.

„Ein guter Bekannter von mir," fuhr Masaniello fort, „den ich Euch hier vorstelle, hat nämlich einige Fässer ganz köstlichen Wein zu verkaufen. Da er nun im Kloster nicht bekannt ist, und doch weiß, daß ihr Herren von Zeit zu Zeit so ein gutes Gläschen nicht verschmäht —"

„Zur Ehre des Herrn," fiel der Guardian die Hände faltend ein.

„Freilich, zur Ehre des Herrn," wiederholte Masaniello, — „so hat er mich gebeten, ein freundlich Wort bei Euch für ihn einzulegen. Da aber eine gute Waare sich immer am besten selbst empfiehlt, so habe ich ihm gerathen, einige Flaschen zur Probe mit zu bringen."

Dabei stellte Arpaya vier Flaschen auf den Tisch, die von dem Guardian mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt betrachtet wurden.

„Ach, was seyd ihr für vorteffliche Männer," sprach er, „Männer nach dem Willen Gottes, will euch aber auch in mein Abendgebet einschließen."

„Ihr seyd sehr gütig," versetzte Masaniello, „wenn Ihr es indessen beim Pater Kellermeister dahin bringen könnt, daß mein Freund seinen Wein verkauft, so wird er sich gewiß dankbar gegen Euch bezeigen. Sollen wir zu ihm hinauf gehen, oder wollt Ihr ihn vielleicht herab rufen?"

„Heute! ja heute," sagte der Guardian, „wird sich das wohl nicht gut thun lassen; denn seht, in der Freude, daß der Räuberkönig, welcher so manchem Kloster die sauren Sparpfennige unter

Angst und Sorgen abgezwungen, beinahe so gut wie gefangen genommen ist, haben wir heute ein kleines Freudenmahl gefeiert, wobei der Kellermeister sein etwas mühsames Amt verwalten mußte, und in dessen Berücksichtigung hat ihm auch Se. Hochwürden, der Herr Prior vergönnt, sich früher als gewöhnlich zur Ruhe niederzulegen."

„Das ist ja recht Schade," meinte Arpaya, da er einen so weiten Weg in seine Heimath habe.

„Nun, das hat nicht so viel zu bedeuten," tröstete der Guardian, „der Kellermeister und ich sind die besten Freunde, was ich ihn versichere, das glaubt er mir. Zudem kann ich ja auch den Bruder Sakristan noch herunter bitten, und dann wollen wir schon sehen, wie wir Handels einig werden. Geduldet euch nur ein Paar Minuten, ich bin gleich wieder zu euern Diensten, ihr lieben, wackern Männer, ihr!"

Nachdem er Masaniello und Arpaya die Hand recht freundschaftlich gedrückt hatte, verließ er, wie es schien, gleich dem Kellermeister, von dem heutigen Tagewerk ermüdet, ein wenig wankend, die Zelle.

„Ich zweifle nicht, daß unser Anschlag gelingen wird," sprach Masaniello heimlich seinem Gefährten in's Ohr; „der Zufall hat uns schon herrlich vorgearbeitet; denn der Guardian ist nicht mehr ganz nüchtern, unser Wein soll seine Wirkung nicht verfehlen."

„Wird uns aber Perrone's Befreiung auch den Nutzen, welchen du hoffst, bringen?" erwiederte Arpaya ebenfalls mit leiser Stimme.

„Zuverläßig," versetzte Masaniello; „ich weiß aus sichern Quellen, daß er über mehr als fünfhundert entschlossene Männer gebieten kann. Und sollte er nicht mit Freuden jedes Mittel zu seiner Rettung ergreifen, um so mehr, da ich seine Dienste nicht umsonst verlange, und ihn für den Beistand, welchen ich von ihm fordere, belohnen will."

„Recht, Bruder, Genossenschaft mit den Räubern würde uns weder Ehre noch Nutzen bringen. Wenn der Tyrann gestürzt ist, wirst du das geschlossene Bündniß wieder lösen."

„Auf jeden Fall," versicherte Masaniello; „allein jetzt erheischt es die Nothwehr."

„Still," sagte Arpaya, „ich glaube die Tritte der frommen Väter zu vernehmen."

Bald darauf trat der Pater Sakristan am Arme des Guardians herein. Auch er begrüßte Masaniello und dessen Freund herzlich, nannte sie fromme Männer, die das Wohl der Kirche zu befördern gekommen seyen, schielte dabei aber fortwährend nach den Flaschen. Sein etwas ziemlich stark in's Röthliche schimmernde Gesicht bezeichnete ihn als einen Freund von dergleichen Unterhaltungen.

Masaniello, Arpaya und die beiden Mönche nahmen nun Platz. Der Pater Sakri-

stan löste mit geschickter Hand, gleich dem erfahrensten Gastwirth, die Siegel der verschlossenen Flaschen. Der Wein wurde gekostet, und von den beiden Mönchen so herrlich und wohlschmeckend gefunden, daß sie ohne Weiteres ihn zu kaufen versprachen, wenn der Preis nicht allzuhoch sey. Arpaya schloß zum Schein den Handel ganz zur Zufriedenheit des Guardians und seines Freundes, welche beide in der Freude über den wohl gelungenen Kauf den Flaschen immer mehr zusprachen, so, daß sie am Ende ihrer frommen Rollen ganz vergaßen, und wie ein paar lustige Brüder lärmten und zechten. Masaniello begann nun die Unterredung nach und nach auf den Zweck seines Hierseyns zu lenken.

„Wir sitzen so heiter und sorglos bei einander," sprach er, sein Glas an das des Sakristans anstoßend, „und der arme Perrone wird vor Hunger und Angst beinahe umkommen."

„Angst?" erwiederte der Sakristan mit etwas lallender Zunge, „das mag seyn; Hunger aber nicht. Die Regel unseres Ordens, — und die erfüllen wir alle genau — immer — das könnt ihr mir auf's Wort glauben, — fragt nur hier den Bruder Guardian — schlaft nicht ein, Bruder, unsere guten Freunde hier könnten's übel nehmen — was wollte ich sagen — richtig — die Regel unseres Ordens befiehlt uns, allen den Unglücklichen, die Schutz in unserer heiligen Kirche suchen, Speise und Trank zu reichen. Und so hat auch

der verzweifelte Räuberkönig sein Brod und seinen Becher Wein bekommen; mehr können wir nicht geben, denn wir haben selbst nicht mehr."

„Und wie lange gewährt ihm denn eure Kirche eine Freistätte?" fuhr Arpaya fort.

„Drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden," belehrte der Sakristan die Fremden. „Nach Verfluß dieser Frist befiehlt ihm der Prior, diesen Ort zu verlassen; gehorcht er diesem Befehl nicht, so ergreifen ihn die Mönche, führen ihn zur Kirche hinaus, und liefern ihn in die Hände seiner Verfolger."

„Armer Perrone!" rief Masaniello, „dießmal wirst du dem Tode nicht entgehen!"

„Den hat er auch zehntausendmal verdient," sprach der Sakristan.

„Wenn ich ein Bewohner des Klosters wäre," bemerkte Arpaya dazwischen, „so würde ich es nicht dulden, daß ein Mann, der sich in den Schutz unserer heiligen Kirche geflüchtet, um's Leben gebracht würde."

„Wir haben es auch noch nie geduldet," versetzte der Pater Guardian.

„Pst, pst," winkte der Sakristan demselben zu, „vergeßt nicht —"

„Ei was," fuhr der Guardian fort, „das sind ja ein Paar gute Freunde; Leute, die so vortrefflichen Wein haben, sind keine Verräther."

„Gott bewahre!" versicherte Masaniello,

„ihr kennt mich ja schon seit langer Zeit, habe eurem Kloster immer die besten Fische geliefert —“

„Und ich werde euch in Zukunft mit eben so gutem Weine versorgen,“ setzte Arpaya hinzu.

„Ja, ja, ihr seyd ein Paar wackere Männer,“ sagte der Guardian unter Thränen.

„Masaniello drückte dem Sakristan ein volles Glas in die Hand; dieser führte dasselbe zum Munde, und sprach: „Ja, weiß Gott, recht wacker!“

„Nun was wolltet ihr vorhin denn erzählen,“ fragte Arpaya in gleichgültigem Tone.

„Ja, seht,“ begann der Bruder Guardian, „um das Ansehen unserer Kirche aufrecht zu erhalten, — aber ihr müßt mir versprechen, das Geheimniß keinem Menschen zu entdecken —“

„Nein, nein,“ versicherte Masaniello und dessen Schwager.

„Um das Ansehen unserer Kirche also aufrecht zu erhalten, ließ ein ehemaliger Prior des Klosters schon vor vielen hundert Jahren, ja sogar schon vor Christi Geburt, eine kleine Oeffnung hinter dem Altare machen, durch welche man in die Sakristei gelangen kann. Von dort aus führt abermals ein heimlicher Gang in den Klostergarten außerhalb der Stadt. Diesen Weg kennt freilich kein Ungeweihter, und daher kommt es, daß der Ruhm unserer Kirche immer höher steigt, weil wir die Unglücklichen durch den unterirdischen Gang in Freiheit setzen, was bei dem Volk den Glau-

den erregt, die heilige Jungfrau selbst habe den armen Flüchtling gerettet."

„Herrlich," sprach Masaniello, „da könnt ihr ja den armen Perrone auch befreien!"

„Gott soll uns in Gnaden bewahren," rief der Pater Sakristan und sein Freund mit Einer Stimme. „Nein, nein, wir sind von Herzen froh, daß der Bösewicht in so festen Schlingen gefangen sitzt. Der Vicekönig würde es uns auch schlechten Dank wissen, wenn wir den Schelm entkommen ließen. Sobald die Frist um ist, welche ihm Sicherheit in unsern Mauern gewährt, liefern wir ihn seinen Verfolgern aus, und wenn diese ihn bloß an den Galgen hängen, so erzeigen sie ihm noch eine rechte Gnade."

„Nun nach dieser wird es ihn aber nicht sehr verlangen," meinte Arpaya.

„Allein jetzt, werthe Freunde," sagte der Sakristan gähnend, „denke ich — ist es Zeit zum — Schlafengehen, denn es war wirklich ein anstrengender Tag für uns. Die Ruhe wird uns Kraft geben, — unser Gott gefälliges Leben morgen wieder neu anzutreten. — Gute Nacht! Vergeßt nicht, morgen bei Zeiten mit eurem Fasse zu erscheinen."

Masaniello gab seinem Schwager mit den Augen einen verstohlenen Wink, zog seinen Dolch unter dem Kleide hervor, und faßte mit der Linken den erschrockenen Sakristan an der Kehle, indem er ihm mit der Rechten den Dolch auf die

Brust setzte. Arpaya that das Nämliche mit dem Bruder Guardian.

„Ein Laut, und ihr seyd Beide verloren," sprach Masaniello leise zu dem ziemlich wieder nüchtern gewordenen Mönch; Arpaya kizzelte den zitternden Guardian mit der Spitze seines Dolches ein wenig am Halse, so daß dieser schon glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen.

„Den Schlüssel zur Sakristei her," befahl jetzt Masaniello, „vorwärts; ihr zeigt uns den Weg zu Perrone, von dort aus dem Kloster. Die erste verdächtige Bewegung kostet euch das Leben. Verstanden?"

Die bebenden Mönche wankten, immer von den beiden Fischern fest gehalten, nach der Sakristei.

„Halt!" sprach hier Masaniello, „ich will allein in die Kirche. Du, Arpaya, bleibst hier bei den frommen Vätern. Ein Versuch zur Flucht, und du weißt, was du zu thun hast."

„Sorge nicht," erwiederte Arpaya, die Kapuziner in einen Winkel drängend, und sich mit gezücktem Dolch vor sie stellend.

Masaniello schlich auf dem heimlichen Wege unter dem Altare nach der Kirche. Vorsichtig trat er aus der kleinen Oeffnung, lauschte einige Augenblicke, und erst, als er sich überzeugt hatte, daß kein Mensch außer den Räubern in der Kirche sey, schritt er hervor.

„Perrone," rief er mit leiser Stimme.

„Wer ruft mich?" erwiederte dieser, rasch vom Boden aufspringend.

„Dein Retter," antwortete Masaniello, „wenn du mir zu folgen versprichst."

„Wer bist du?"

„Ein Freund, woran du nicht zweifeln wirst. Ehe ich dich aber befreie, mußt du mir schwören, das zu thun, was ich von dir verlange."

„Alles, Alles," sprach Perrone, „befreie mich nur aus diesem unheimlichen Aufenthalt; es wird mir hier noch ganz wunderlich zu Muthe."

„Lege deine Hand auf den Altar, und schwöre mir vier und zwanzig Stunden Gehorsam."

Perrone gehorchte ohne Zögern. Masaniello faßte ihn dann bei der Hand, hieß die andern Räuber ihm folgen, und kehrte auf demselben Wege, den er hergekommen war, nach der Sakristei zurück. Hier schwebten die beiden Mönche immer noch zwischen Furcht und Hoffnung, auf den Knieen liegend.

„Vorwärts jetzt!" befahl Arpaya, „den unterirdischen Gang geöffnet; doch hütet euch, uns zu betrügen."

Der Pater Sakristan meinte zwar, er dürfte das Kloster nicht verlassen, indem Se. Hochwürden, der Herr Prior etwas befehlen könnten, und der Bruder Guardian wisse den Weg allein eben so gut; doch Masaniello hielt es für besser, von Beiden begleitet zu werden, und versprach dem Sakristan, seine Entschuldigung bei dem Herrn

Prior zu übernehmen, wenn derselbe anders darüber aufgebracht seyn werde.

Nach einer kleinen halben Stunde erreichten unsere nächtlichen Wanderer den Klostergarten, zu dessen Thüre der Guardian den Schlüssel besaß. Masaniello wünschte den Mönchen hier eine gute Nacht, und entfernte sich schnell mit seinen Begleitern.

(Der Schluß folgt im 17ten Bande.)

[library stamp]

Inhalt.

	Seite
Devereux. (Schluß.)	3
Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, von E. T. A. Hoffmann.	87
Robert Wallmer. Eine Erzählung nach dem Englischen.	199
Masaniello oder die Fischer-Verschwörung in Neapel. Historisch-romantisches Gemälde, frei nach dem Französischen bearbeitet.	235

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantheon eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas

Bd.: 16

Stuttgart 1830

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5218 -16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261355-6